

*GEMEINSCHAFT:
HERAUSFORDERUNG UND MISSION*

UISG BULLETIN

NUMMER 153, 2013

VORWORT	2
GEMEINSCHAFT: HERAUSFORDERUNG UND MISSION <i>Schw. Simona Brambilla, MC</i>	3
GEMEINSCHAFTEN, DIE DAS EVANGELIUM VERKÜNDIGEN UND LEBEN <i>Schw. Beatriz Acosta Mesa, ODN</i>	17
SPIRITUALITÄT IM LEITUNGSDIENST EIN "MARIANISCHER" DEKALOG ZUR BELEUCHTUNG DES LEITUNGSDIENSTES <i>P. Gonzalo Fernández Sanz, CMF</i>	31
DER INTERKULTURELLE LEITUNGSDIENST <i>Schw. Patricia Murray, IBVM</i>	44
INTERVIEW MIT SR. CARMEN SAMMUT, MSOLA	54
DAS NEUE VORSTAND DER UISG 2013-2016	59

Erneut steht das Thema der Gemeinschaft im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit. Die Gemeinschaft prägt die Identität des Ordenslebens und ist gleichzeitig sein erster Auftrag. Ihr Aufbau erfordert jedoch eine solide Grundlage, die sie zusammenruft und trägt, sowie einen aufmerksamen und barmherzigen Blick auf die heutige Welt.

Schw. Simona Brambilla, Psychologin und Generaloberin der Consolata-Missionsschwestern, spricht über das Thema „**Gemeinschaft: Herausforderung und Mission**“, ausgehend vom Text der Samariterin. In eindrucksvoller Weise hilft sie uns, die Elemente zum Aufbau einer Gemeinschaft zu erkennen – Brunnen: der Durst, das Erdreich, die verschiedenen Steine, die Arbeit zur Aushebung des Brunnens, das hervorsprudelnde Wasser und die Pflege des Brunnens selbst. Dieser Prozess regt das Verlangen nach dem Lebendigen Wasser an, das uns zu einer erneuerten Begegnung mit Christus führt und das seinerseits in viele menschliche Herzen überfließt, die nach Liebe dürsten.

In ihrem Artikel „**Gemeinschaften, die das Evangelium verkündigen und leben**“ schreibt *Schw. Beatriz Acosta*, Generaloberin der „Compañía de María“, der örtlichen Gemeinschaft eine entscheidende Rolle in der Evangelisierung zu: eine Gemeinschaft, die um den Herrn versammelt ist und täglich zum Raum der Humanisierung wird, zum Prüfstein in der Nachfolge des Herrn und im Einsatz für das Reich Gottes. Die Gemeinschaft ist ein Wunder, das die menschliche Logik übersteigt. Sie ist vom Geist getragen und zu ihr Aufbau verlangt viel Zeit und Raum.

Der Klaretiner-Missionar *Gonzalo Fernández Sanz* spricht über die „**Spiritualität im Leitungsdienst**“ mittels eines „marianischen Dekalogs“ aus zehn bedeutsamen Worten, die dem Lukasevangelium entnommen sind. Ausgehend von Maria von Nazaret zeigt er die Leitlinien einer Spiritualität der Ordensleitung auf. Er hebt dabei einige konkrete Aspekte seines Leitungsdienstes hervor und verankert die Spiritualität im Glauben und im Wort Gottes.

Von großer Aktualität in unserer „globalen Kultur“ ist der Beitrag von *Schw. Pat Murray, IBVM*, „**Der interkulturelle Leitungsdienst**“, der einige Wege aufzeigt, wie Ordensleiterinnen den „Luxus der Vielfalt“ pflegen und den Schwestern helfen können, die kulturellen Unterschiede, die internationale Kongregationen zunehmend kennzeichnen, zu achten und wertzuschätzen. Auf diese Weise können sie einer gespaltenen und zersplitterten Welt ein glaubwürdiges Zeugnis geben.

Ein kurzes Interview mit *Schw. Carmen Sammut, MSOLA*, gibt uns Gelegenheit, die gegenwärtige Präsidentin der UISG besser kennenzulernen.

GEMEINSCHAFT: HERAUSFORDERUNG UND MISSION

Schw. Simona Brambilla, MC

Schw. Simona Brambilla ist die Generaloberin der Consolata-Missionsschwestern. Sie hat an der Päpstlichen Universität "Gregoriana" in Rom in Psychologie promoviert mit der Arbeit: Das Herz evangelisieren. Die inkulturierte Evangelisierung unter den Makua Shirima in Mozambique. Diese wissenschaftliche Arbeit ist die Frucht der in Mozambique gelebten Erfahrung aus Inkulturation und tiefem Zuhören, mit Empathie gegenüber jeder Person und jeder missionarischen Wirklichkeit.

Schw. Simona hat diesen Vortrag vor der Versammlung der Konstellation von Rom am 20. Dezember 2012 gehalten.

Original Italienisch

1. Einführung

Die Tagungsakten unseres 10. Generalkapitels, das im vergangenen Jahr gefeiert wurde, beginnen mit folgendem Abschnitt: „Die Gemeinschaft der Consolata-Missionsschwestern“. Das Generalkapitel hat es als notwendig erachtet, vor allen anderen Themen die wesentlichen Merkmale unserer Gemeinschaft darzulegen. So hat es die Identität der Gemeinschaft der Consolata-Missionsschwestern zum Bezugspunkt gemacht für die Reflexion über alle folgenden Bereiche.

Wenn ein Generalkapitel einen bestimmten Aspekt unseres Lebens hervorhebt, dann lässt sich unschwer erahnen, dass dahinter ein Wunsch und ein Problem stehen: in diesem Fall der Wunsch, über die gemeinschaftliche Dimension unserer Berufung zu nachzudenken, ebenso wie über das Problem der Mühsal, des Widerstands und der Fluchtversuche, wenn es darum geht, diese Dimension zu leben.

Die Tatsache, dass ich gebeten wurde, über das Thema „Die Gemeinschaft: Herausforderung und Mission“ zu sprechen, gibt mir Anlass zu der Vermutung, dass nicht nur wir Consolata-Missionsschwestern irgendeine Form der Bekehrung in der gemeinschaftlichen Dimension bedürfen. In diesem Vortrag möchte ich daher zusammen mit Ihnen zwei Bewegungen untersuchen, die

beim Aufbau des Gemeinschaftslebens beide vorhanden sind. Ich werde dafür ein Bild verwenden: das Bild des Jakobsbrunnens (Joh 4,1-42).

2. Am Jakobsbrunnen

Die Geschichte kennen wir gut.

„So kam er zu einem Ort in Samarien, der Sychar hieß und nahe bei dem Grundstück lag, das Jakob seinem Sohn Josef vermacht hatte. Dort befand sich der Jakobsbrunnen. Jesus war müde von der Reise und setzte sich daher an den Brunnen; es war um die sechste Stunde. Da kam eine samaritanische Frau, um Wasser zu schöpfen. Jesus sagte zu ihr: Gib mir zu trinken!“ (Joh 4,5-7).

Eine Frau und ihr leerer Wasserkrug.

Eine leere Frau.

Besser gesagt, eine vom Leben entleerte Frau – von Beziehungen, die sie momentan zu erfüllen schienen und sie hinterher noch mehr dürsten ließen als vorher, das Herz verdorrt, der Blick erloschen, die Hoffnung verbraucht.

Der Wasserkrug in der Mittagshitze ist ihr Leben: immer auf der Suche nach Wasser und gewohnt, sich das Wasser mit vielen Mitteln zu beschaffen: ein Eimer, ein Seil und die Kraft, es nach oben zu ziehen. Das Wasser muss man bezahlen. Der Brunnen hat seinen Preis. Niemand gibt dir etwas umsonst. Das bedeutet der leere Wasserkrug.

Eine Stimme.

Es ist nicht die des Wasserkrugs.

Sie ist anders.

Sie bittet mich um etwas zu trinken.

Einen leeren Wasserkrug bittet die Stimme um etwas zu trinken.

Sie zweifelt an meiner Trockenheit.

Sie betrachtet diesen Wasserkrug als Quelle.

Niemand hat mich je so betrachtet.

Diese Stimme ist Wasser.

Diese Stimme flutet in mich hinein, breitet sich in mir aus ...

er ist ein Jude ... er ist der Herr ... er ist ein Prophet ... ist er der Messias?

Er ist Wasser!

Er breitet sich in mir aus, und ich werde neu geboren.

Er erfüllt mich.

Ich und der leere Wasserkrug haben nichts mehr gemeinsam.

Ich lasse ihn zurück.

ER genügt mir

ER hat sich in mir ausgebreitet, mein Wasserkrug ist voll mit IHM.

„Kommt und seht!“

Und das Leben fließt über.

Seit dem Kongress für das geweihte Leben im Jahr 2004 ist die Samariterin zu unserer treuen Wegbegleiterin geworden¹. Die Synode über die Neuevangelisierung, die vor kurzem gefeiert wurde, führt uns in der Botschaft an das Gottesvolk die Samariterin am Brunnen noch einmal vor Augen². Ja, da ist sie wieder, die Samariterin: Sie erweckt in allen, denen sie begegnet, wieder das Verlangen nach dem lebendigen Wasser und läuft hin und her zwischen dem Brunnen und dem Dorf, bis sie endlich überflüssig wird: „Nicht mehr aufgrund deiner Aussage glauben wir, sondern weil wir ihn selbst gehört haben und nun wissen: Er ist wirklich der Retter der Welt“ (Joh 4,42), sagen die Bewohner ihres Ortes.

Für sie hat alles an einem Brunnen in der Mittagshitze begonnen, oder besser gesagt neu begonnen. Ein leerer Wasserkrug am Brunnen begegnet einem Juden, der müde ist von der Reise: zwei Strapazen stehen einander gegenüber: die Strapaze eines Wasserkruges, den das Leben ausgetrocknet hat, und die Strapaze eines Gottes, der sich freiwillig selbst entäußert hat. Der Brunnen ist für beide ein Quell der Erquickung: für den durstigen Juden, der um Wasser zum Trinken bittet, und für den ausgetrockneten Krug, der zum x-ten Mal darum bittet, gefüllt zu werden, nachdem er zum x-ten Mal geleert wurde. Der Brunnen steht da als stiller Zeuge des Gesprächs, das sich zwischen Jesus und der Frau entwickelt. Jesus wird nicht von ihrem Wasser trinken, den Krug wird nicht mit seinem Wasser gefüllt werden. Der Brunnen ist nur ein Ort, eine Gelegenheit, eine Möglichkeit, um das Verlangen und seine Entfaltung zum Ausdruck zu bringen, einen Durst, bei dem nach und nach deutlich wird, wonach die Personen dürsten. Nicht mehr und nicht weniger. Den Brunnen scheint es nicht zu kümmern. Er hat seine Schuldigkeit getan: Er hat der Frau die wahre Quelle gezeigt, und er hat Gottes Verlangen gestillt, sich mitzuteilen.

Die Synode ruft in Erinnerung: „Es gibt keine Frau und keinen Mann, der sich in seinem Leben nicht wie die Samariterin mit einem leeren Gefäß neben einem Brunnen befindet, in der Hoffnung, nicht irgendeine Antwort auf die eigenen Wünsche, sondern die Erfüllung des tiefsten Herzenswunsches zu finden, jenes Wunsches, der allein der eigenen Existenz vollen Sinn verleihen kann“³.

„Wir müssen einladende Gemeinden bilden, in denen alle Ausgegrenzten ihr zu Hause finden... Heute liegt es an uns, Erfahrungen von Kirche konkret

zugänglich zu machen, die Brunnen zu vervielfältigen, Oasen in der Wüste des Lebens anzubieten, zu denen wir die dürstenden Frauen und Männer einladen und sie dort zur Begegnung mit Jesus führen“.⁴

Wie können wir **die Brunnen vervielfältigen**? Sind unsere Gemeinschaften wirklich Brunnen, an denen Christus sich auf seinem Weg ausruhen kann und wo die Menschheit das lebendige Wasser findet? Wollen unsere Gemeinschaften bescheidene Orte der Begegnung zwischen dem Herrn und dem Menschen sein? Und wenn unsere Gemeinschaften nicht solche Brunnen sind, was sind sie dann?

Wie können wir dazu beitragen, Gemeinschaften aufzubauen, die Jakobsbrunnen sind?

3. Brunnen bauen

Einen Brunnen kann man nicht improvisieren. Er ist vielmehr Frucht eines Geschenks – **das Wasser**, das tief im Innern der Erde fließt – und außerdem einer geduldigen Suche und einer beharrlichen Grabungsarbeit. Wir wollen einige Elemente betrachten, die zum Bau einer Gemeinschaft gehören, die ein Brunnen ist.

Der Durst: Der Bau eines Brunnens ist ein mühsames Unterfangen. Niemand macht sich daran, einen Brunnen auszuheben, wenn er nicht motiviert ist durch das Wasser, das er finden wird. Vor der Grabungsarbeit steht **der Durst**, der mich drängt, Wasser zu suchen. Wasser ist ein lebenswichtiges Gut, Wasser ist Leben, man gräbt, um Leben zu finden. Der Lebensfluss ist das grundlegende Verlangen, das den Bau einer Gemeinschaft, die ein Brunnen sein soll, in Gang setzt. Wenn ich die unwiderstehliche Gegenwart des lebendigen Wassers spüre, dann ist meine ganze Energie darauf ausgerichtet. All unser Durst wird zu einer Kraft, das Bekennen unserer absoluten Abhängigkeit vom Wasser wird zur Kraft, die anspricht, bewegt, gräbt, Steine aus dem Weg räumt – die weiß, dass sie Wege finden wird, um zum Leben zu gelangen, die aufmerksam lauscht, um das Gurgeln in der Tiefe zu hören, die alle Sinne schärft, um den lebenswichtigen unterirdischen Fluss zu entdecken. Man kann keine Gemeinschaft aufbauen ohne diesen **Drang nach Leben**, nach dem Leben, das im anderen gurgelt, dem Leben, das zwischen uns gurgelt. Meine Sinne müssen gut geschärft sein, um es wahrzunehmen, dieses Leben: es zu hören, zu entdecken, zu berühren, zu schmecken, seinen Geruch einzusatmen. Und die Sinne reinigen bedeutet genau das: sie immer mehr zu schärfen, immer sensibler zu machen, um auch das geringste Zeichen des Lebens zu erfassen!

Wie geht es meinen Sinnen? Was mache ich mit ihnen? Was höre ich?

Was sehe ich? Was schmecke ich? Was berühre ich? Was rieche ich? Geschärfte Sinne führen zur Wachsamkeit, zur Wachsamkeit über das Leben. Das größte Erwachen der Sinne ist der Advent: wachen über das Leben, das kommt, das geboren wird. Der Zweck des Brunnens ist nicht das Loch im Boden, vielleicht um sich dort zu verstecken. Vielmehr soll er das Leben einfangen, das Leben in sich aufzunehmen, vom Leben erfüllt werden, mit Leben schwanger werden, das Leben zur Welt zu bringen, in mir und im anderen. Das leidenschaftliche Verlangen nach Leben, der brennende Durst nach Leben: Das ist der Beginn des Baus der Gemeinschaft, die ein Brunnen ist – Mutterleib, Wiege, Nest des Lebens.

Das Erdreich. All das gute Erdreich zwischen mir und dem Wasser, das dort unten fließt. Das viele Erdreich zwischen meinem Verlangen und dem Wasser des Lebens. Das Erdreich, das das Wasser enthält. Wie ist dieses Erdreich beschaffen? Man muss es kennenlernen, seine Zusammensetzung kennen, um die richtigen Werkzeuge und Techniken zur Grabung anzuwenden. Der Bau der Gemeinschaft, die ein Brunnen sein soll, braucht etwas Geologie. Unser menschliches Erdreich, aus dem der Herr uns geformt hat, unser Erdreich, in dem tief verborgen der Lebensatem fließt (vgl. Gen 2,7)! Das Erdreich muss ausgehoben werden, das brennende Verlangen öffnet in ihm den Geburtskanal, damit das Leben ans Licht kommt: in mir, im Anderen, zwischen uns, in unseren Beziehungen. Der Schmerz. Die Wehen. Der Schmerz des Erdreichs, das sich öffnet. Man muss die Rhythmen des Erdreichs respektieren, ab und zu innehalten und es etwas sacken lassen bevor man weiter in die Tiefe vorstößt. Ab und zu muss man es bewässern, das Erdreich. Die Tränen, der Schweiß der Treue. Das Erdreich unserer zwischenmenschlichen Beziehungen, die geformt werden, die sich verwandeln zugunsten eines Einschnitts, der immer tiefer wird. Beziehungen werden zum Netzwerk, zur Leitung für das aufsteigende Wasser, zum sicheren Gefäß des Lebens, zum Weg ans Licht! Ja, unser bearbeitetes Erdreich wird zum Weg für das Leben. Das Fassungsvermögen eines Brunnens entspricht der Stärke seiner Wand, die in der Lage sein muss, einen mit Wasser gefüllten Raum zu halten. Der Zusammenbruch der Beziehungen, der Einsturz der Bindungen, die die Wand halten, bedeutet das Aus für den Brunnen. Der Halt der Wand ist die Voraussetzung für das Hervorsprudeln des Lebens, das Rauschen des Wassers, das endlich zum Licht kommt.

Die Pflege der Beziehungen, ihre Umformung nach dem Evangelium, die Kunst, das Verlangen nach Gott unser menschliches Erdreich formen und es schließlich zum Kanal des lebendigen Wassers machen zu lassen, ist der asketische Weg der Brüderlichkeit.

Die Steine: etwas Hartes und Undurchlässiges. Ein Hindernis. Man kommt

nicht durch. Es gibt kein Durchkommen. Der Geburtskanal ist verstopft, verschlossen. Die normalen Grabungswerkzeuge genügen nicht mehr. Man muss innehalten, um etwas über die Ausmaße, die Beschaffenheit, die Lage des Steins zu erfahren. Der Stein ist vielleicht seit Jahrtausenden da. Er hat sich in der Erde eingemistet, die Erde hat sich an die Gegenwart dieser harten Struktur gewöhnt und besondere geologische Formationen entwickelt, hat ihn eingegliedert. Diese Formationen müssen untersucht, und erkannt, die Geschichte der Erde und des Steins muss rekonstruiert werden. Dann kommt der Eingriff. Man gräbt um ihn herum, umrundet ihn, zieht ihn heraus. Vielleicht ist er nützlich, um die Wand zu verstärken oder den Brunnenrand zu bauen. Wirf die Steine nicht weg, stelle nur sicher, dass sie nicht zum Hindernis werden! Achtung: Nicht alle Steine dürfen mit Dynamit gesprengt werden: Die Brunnenwände könnten einstürzen. Gehe nicht gewaltsam gegen die Steine vor und erwarte nicht, sie wegzuzaubern! Bearbeite sie, gebrauche sie! Aber vorher musst du sie identifizieren sie und darfst nicht in die Falle tappen, dich mit einem von ihnen zu identifizieren!

Hier sind einige Möglichkeiten, wie eine Schwester Stolperstein beim Bau des Brunnens der Gemeinschaft sein kann:

- I. *Als Stein der Selbstgenügsamkeit* sagt sie: „Ich brauche niemanden, ich komme allein zurecht. Ich lasse mich nicht herab zu bitten.“ Dann aber wird sie krank, damit alle ihr dienen. Natürlich ist nicht sie bedürftig, sondern der Herr hat ihr die Krankheit gesandt, daher ist es nicht ihre Schuld, wenn sie besondere Aufmerksamkeit braucht: einen extra Ofen im Zimmer, besondere Schonkost, die anatomische Matratze, die Angora-Strickjacke, Zahncreme für empfindliche Zähne...
- II. *Als Stein der Selbstanbetung* sagt sie: „Mir sei Ehre und Herrlichkeit und Bewunderung in Ewigkeit, amen.“ Sie braucht das Podest, damit alle ihre guten Werke sehen, sie tanzt auf dem Podest, damit alle ihre Anmut bewundern, bis sie eines Tages unachtsam hinunterfällt und in tausend Stücke zerbricht.
- III. *Als Stein der Herabwertung* sagt sie: „Das mache ich schon... denn wenn eine andere es macht, bin ich nicht sicher, ob sie es genauso gut macht wie ich.“ Dann beschwert sie sich, weil sie alles macht und die anderen nichts. Und sie spricht immer davon, wie wichtig das Vertrauen ist (ja, das Vertrauen, das die anderen ihr entgegenbringen müssen, das sie ihnen jedoch nicht schenkt).
- IV. *Als Opferstein* sagt sie: „Ich Ärmste, mir passiert immer nur Schlechtes, ich bin Murphys Gesetz in Person!“ (Wenn etwas schiefgehen kann, dann geht es schief). Sie hat aufgehört, an sich zu arbeiten, denn es gibt ja doch keine Hoffnung mehr... Sie fühlt sich gedemütigt und scheint ihre Grenzen zu akzeptieren: Aber das ist nicht wahr, denn sie verpasst

keine Gelegenheit, um die anderen an ihre bemitleidenswerte Situation zu erinnern, an all das Leid, das sie ertragen muss, die schwierigen und harten Erfahrungen, die sie durchgemacht hat... Und schließlich ist es ja nicht ihre Schuld, denn es sind die anderen, die sie in all diese schwierigen Situationen gebracht haben, und die anderen verstehen sie nicht, bemerken nicht ihren Heroismus, sehen nicht, dass sie mit einer Märtyrerin zusammenleben, die all diese Verfolgungen auf sich nimmt...

- V. *Als Zwillingstein* sagt sie: „Nur du kannst mich verstehen!“ Sie fühlt sich stark hingezogen zu einer besonderen Beziehung mit jemandem in der Gemeinschaft oder außerhalb von ihr, zu einer exklusiven Freundschaft. Sie will eine Vollzeitfreundschaft, und in diese Freundschaft können andere nicht eintreten. Sie und die Freundin werden zu Zwillingen, denn nur der Zwilling kann die tiefe Spiritualität der anderen und ihre prophetischen Eingebungen verstehen...
- VI. *Als allmächtiger Stein* sagt sie: „Sei auf meiner Seite, dann beschütze ich dich!“ Oft kämpft sie gegen die Autorität, ist sehr einflussreich in der Gemeinschaft, kann offen aggressiv oder subtil manipulierend sein. Manchmal findet sie Gefährtinnen, dann bilden sie eine Gruppe allmächtiger Steine, die massive Mauern bauen.
- VII. *Als Klatschstein* sagt sie: „Kommt zu mir, und ich werde euch die Geheimnisse der Kongregation offenbaren!“ Manchmal folgt sie der Gruppe der Mächtigen in der Gemeinschaft. Bei Zusammenkünften der Gemeinschaft schweigt sie, aber dann auf dem Flur und im Zimmer... wird sie zu einem starken sozialen Netzwerk zur Übertragung von Nachrichten aus erster Hand an die Schwestern in anderen Kontinenten. Gewöhnlich sucht – und fast immer findet – sie andere, mit denen sie sich verbündet: Es entsteht ein weltweites Übertragungsnetz, das schneller ist als das schnellste Kommunikationsbüro der Kongregation. Wenn das offizielle Bulletin ankommt, sind die Nachrichten schon längst veraltet, schon längst auf Facebook veröffentlicht und mit den entsprechenden Kommentaren versehen.
- VIII. *Als Inselstein* sagt sie: „Nichts beunruhige dich, nichts ängstige dich, ich allein genüge“: Für sie ist die Gemeinschaft oberflächlich, unreif, kindisch. So beschließt sie, in ihrer eigenen Welt zu leben, und versucht, nach ihrer eigenen Fassung zu wachsen, sich zu verbessern, heilig zu werden. Dies kann durch das Studium geschehen, durch die Arbeit, durch die Seelsorge, wo sie sich ganz einbringen, ihre ganze Kraft einsetzen kann, statt sie in die Beziehung zu anderen zu investieren. Sie preist die Gelehrtheit, die akademische Bildung, die Professionalität: Die Gemeinschaft muss den Bedürfnissen des Einzelnen entsprechen. Oft zieht sie sich in ihr Zimmer zurück und verbringt dort sehr viel Zeit. Sie ist mehr Technikerin als Apostel.

- IX. *Als Stein der Observanz* sagt sie: „Das haben wir schon immer so gemacht.“ Sie hat sich entschlossen, stets auf Seiten der Autorität und der Tradition zu stehen, immer und unter allen Umständen. Sie braucht die Bestätigung durch die Autorität, und sie kämpft darum und bemüht sich, sie zu bekommen, auch auf heroische Weise. Sie ist sehr korrekt, respektvoll, verantwortungsbewusst, gehorsam. Sie ist bereit, das Leben hinzugeben..., um von der Oberin und der Gemeinschaft angenommen zu werden. Vielleicht bereitet sie der Oberin keine Probleme, aber sie bereitet sie den anderen durch ihre Unbeugsamkeit, ihren Perfektionismus, in dem es keinen Raum gibt für Vielfalt und Neuheit...
- X. *Als Stein aus Falschgold* sagt sie: „Schaut auf mich, und ihr werdet strahlen.“ Sie ist wohl der Liebling der Oberinnen: Sie ist klug, intelligent, macht die Dinge gut, steht in sehr guter Beziehung zu den Autoritäten, ist freundlich, gehorsam, verantwortungsbewusst, reif... und allmählich wird sie zur Beraterin der Oberin, zur Botschafterin der Oberin, zur Freundin der Oberin... zur Oberin der Oberin. Unter diesem schönen Schein kann sich ein tiefer Konflikt verbergen. Ingeheim ist sie überzeugt, dass sie einer höheren Art angehört, dass die anderen sie nicht verstehen können, da sie auf einer anderen Ebene steht in Bezug auf Fähigkeiten, Intelligenz, Eingebung, Spiritualität, Charisma. Es ist eine Person, die nicht wirklich weiß, was Liebe ist, weil sie sich nie erlaubt hat, sich gefühlsmäßig einzubinden: Tatsächlich hat sie sich ihren Gefühlen nie wirklich gestellt. Sie meidet jede Möglichkeit des Scheiterns: Sie kann sich ihm nicht stellen und hat eine Menge kluger Tricks auf Lager, um jeglichen Zusammenbruch zu vermeiden. Scheitern und Misserfolg erschrecken sie: Sie MUSS der Eckstein bleiben.

Graben: Das menschliche Erdreich durchdringen, immer weiter in die Tiefe gehen, wo das Wasser des Lebens ist. Wenn man gräbt, nimmt man die Farbe der Erde an! Man taucht in die Erde ein, man wird in der Tiefe vergraben, man stößt ins Dunkel vor. Grabeserfahrung: die Grube, der Tod! Abstieg, absoluter Abstieg in die Unterwelt. Meine Unterwelt, die Unterwelt derer, die mit mir gräbt, unsere Unterwelten. Der Weg zum Wasser führt immer durch die Unterwelt! Die Samariterin, die an jenem Brunnen in sich selbst zur Wahrheit gelangt, weiß das. Der Abstieg ist hart. Wir möchten fliehen. Die oben angehäuften Erde beginnt, auf uns herab zu rutschen, man hat das Gefühl, dass alles einstürzt und man darunter begraben wird. Ich will aus dem Brunnen herausspringen, ich will zu meiner Mutter zurückkehren! Ich habe das Leben gesucht, und dies ist ein Grab. Man muss durch das Grab hindurch. Das Leben, das du suchst, liegt jenseits des Grabes. Nimm deinen Schlamm an und den der anderen: Wenn du gräbst, musst du ihn bewegen, und er beschmutzt dein Bild, das du mit so viel Mühe geschaffen hast. Der

Schlamm ist nichts Neues: Er war immer schon dort unten, aber vorher hast du ihn nicht bemerkt und jetzt ja. Im Schlamm lernst du Solidarität, lernst du, dass du arm bist, lernst du, dass du nicht besser bist als die anderen. Im Grab beginnst du, zu leben zu lernen. Ja, der Schlamm erweist sich als heilsam. Die Logik des Weizenkorns. Die Logik von Ostern. Der Bau der Gemeinschaft, die ein Brunnen sein soll, ist ein österliches Ereignis (vgl. die Geschichte des *Pirikixa*, seine Haltung gegenüber dem „Schmutz“).

Der Wasserstrahl: Er trifft dich dort, mitten im Schlamm. Dort unten, tief in der Grube. Am tiefsten Punkt des Abstiegs beginnt etwas aufzusteigen, von dort unten, aus dem Abgrund. Unerwartet schießt der Strahl des Lebens auf. Aber es ist nicht sofort rein, sauber, es vermischt sich mit unserem Erdreich, macht es zu Schlamm. Grabe weiter, und das Wasser des Lebens wird immer mächtiger hervorsprudeln, die Dynamik des Abstiegs findet ihre Erfüllung im Hervorsprudeln des neuen Lebens. Ja, das Leben lag dort unten, unter dem Schlamm. Ja, die Erde bringt das Leben hervor, das in ihrem Schoß verborgen war.

Der Brunnen ist Frucht eines Geschenks – des Wassers – und einer Arbeit: der Grabung. Er ist Frucht einer geduldigen und beharrlichen Suche nach dem Element des Lebens. Er ist die Frucht von Händen, die tief graben, geführt vom Gurgeln des Wassers. Durch ihn gelangt man durch das Erdreich, berührt es, taucht ein in das menschliche Erdreich, in der Gewissheit um das Leben, das dort drinnen gurgelt. Man muss den Steinen auf dem Weg begegnen und Strategien finden, sie zu gebrauchen oder zu sprengen. Wir müssen die tiefsten Schichten unseres Herzens vom Evangelium durchdringen und verwandeln lassen, müssen die Bindungen verwandeln lassen, die uns vereinen, und sie wirklich christlich machen. Der gemeinschaftliche Brunnen ist Frucht eines Geschenks und einer geduldigen und beharrlichen Arbeit, um das Geschenk ans Licht zu holen und es dem Wanderer anzubieten. Der Brunnen wird zum Ort, an dem der Abstieg der Grabung auf den Aufstieg des Wassers trifft, an dem der geduldig entleerte (*kenosis*) Kanal auf das hervorsprudelnde Wasser trifft, das das menschliche Herz erneuert.

Eine Gemeinschaft, die ein Brunnen ist, ist also eine Gemeinschaft evangelisierter Personen, die zu einem ständigen Prozess der Evangelisierung bereit sind. Sie

- * haben Durst
- * passen sich dem Strom des Wassers/des Geistes an
- * graben geduldig und beharrlich den Weg zum Wasser
- * finden Steine und bearbeiten sie
- * machen sich mit dem eigenen Schlamm und dem der anderen die Hände

schmutzig

- * sind an einem heiligen Ort, an dem sie einander stützen, entäußern sich selbst und lassen sich erfüllen vom Fluss des erneuernden Wassers (Selbstentäußerung und Verwandlung der Beziehungen nach dem Evangelium)

Dann wird die Gemeinschaft zur Öffnung, die das Wasser hervorbringt, zum Ort der Erneuerung, zur Oase in der Wüste des Lebens, zum Brunnen, an dem Christus sich niederlässt, um dem menschlichen Herzen das lebendige Wasser zu schenken.

4. Die pflege des brunnens

Ein Brunnen muss gepflegt, gereinigt, in einem guten Zustand erhalten werden, um auch weiterhin der Kontaktkanal zwischen dem Wasser und dem Licht zu sein. Sonst kann ein Brunnen krank werden. Verschiedene Krankheiten können einen gemeinschaftlichen Brunnen befallen. Hier möchte ich nur eine erwähnen: den Verfall oder den Rückgang des Verlangens, also den *pathologischen Durst*. Dies geschieht, wenn das Verlangen, der Durst nach dem lebendigen Wasser krank wird und die Gemeinschaft das lebendige Wasser nicht dort sucht, wo es läuft, sondern dort, wo es nicht läuft und dabei auch auf verseuchte Wasserläufe stößt. Jeremia ermahnte Israel:

„Mich hat es [das Volk] verlassen,
den Quell des lebendigen Wassers,
um sich Zisternen zu graben, Zisternen mit Rissen,
die das Wasser nicht halten“ (Jer 2,13).

Das heißt, dass es passieren kann, dass die Gemeinschaft, auch ohne es zu merken, beginnt, nicht mehr die Nachfolge des Evangeliums Jesu zum Maßstab ihres gemeinsamen Lebens machen, sondern die Bedürfnisse der Gruppe, die aus nicht evangelisierten Dynamiken kommen. Dann sind die Bindungen nicht mehr vom Evangelium geprägt, sondern dienen nur noch der Stillung der verschiedenen Arten von „Durst“ der Personen, aus denen sich die Gemeinschaft zusammensetzt – oder zumindest der einflussreichsten unter ihnen. Ich möchte nur fünf Arten von *pathologischem Durst* erwähnen, die den gemeinschaftlichen Brunnen in eine Zisterne mit Rissen verwandeln können⁵:

- * *Der Schlachtendurst*: Ihm liegt die Dynamik von Fliehen und Kämpfen (*flight/fight*) zugrunde, die eine *Kriegertruppe* hervorbringt. In dieser Gruppe stehen alle gemeinsam irgendeinem Feind gegenüber: Der Feind kann außerhalb der Gruppe stehen, und so fühlen wir uns vereint, weil wir einen gemeinsamen Feind haben. Der Anführer hat hier die Aufgabe, einen Feind zu finden, der zu bekämpfen ist. Wenn es dem Anführer nicht gelingt, einen

äußeren Feind zu finden, dann „helfen“ die Mitglieder der Gruppe dem Anführer, ihn zu finden, auch innerhalb der Gruppe: Wenn man dann endlich einen Feind gefunden hat, hat die Gruppe Zusammenhalt und ist bereit zum Krieg...

- * *Der Milchfläschchen-Durst:* Er bringt eine Art *Kindergartentruppe* hervor. Hier haben wir mehr oder weniger bewusst das Ziel, unsere gegenseitigen Bedürfnisse zu befriedigen. Ich bin hier, um meine Bedürfnisse zu befriedigen, und du bist aus demselben Grund hier. Möglicherweise ergänzen sich unsere Bedürfnisse, so fühlen wir uns zusammen sehr wohl. Oft kann die Dynamik die Form einer Mutter-Kleinkind-Beziehung annehmen: Eine übernimmt die Rolle der Mutter, die andere die Rolle der Tochter. Es ist verboten, diese Rollen zu verlassen, sonst erfüllt man nicht die Erwartungen der Gruppe...
- * *Der Königinnenhof-Durst:* Er bringt die Dynamik *Diener/Herren* hervor. Es bilden sich mächtige Untergruppen, die die anderen mehr oder weniger bewusst manipulieren. Die anderen müssen ihnen gehorchen. Es kann sein, dass die offizielle Oberin der Gruppe gehorsam folgt, weil eine andere, weniger offizielle Oberin, von der Gruppe der Mächtigen mehr oder weniger bewusst „gewählt“ wurde. Diese neue Oberin, die „Königin“, hat die Aufgabe, die Bedürfnisse der Mächtigen zu befriedigen, die sie gekrönt haben: Wenn es ihr nicht gelingt, wird sie vom Thron gestoßen und durch eine andere ersetzt.
- * *Der Herdendurst:* Hier gibt es eine von der Mehrheit mehr oder weniger bewusst „gewählte“ Anführerin, die für alles zuständig ist. Diese Mehrheit überträgt der Anführerin die Aufrechterhaltung der Kontakte mit der Außenwelt; sie muss die Verantwortung übernehmen, sich um alle Mitglieder kümmern, stets bereit sein, sie anzuhören, unbequeme Entscheidungen zu treffen. In der Zwischenzeit kann jede in der Gruppe in Ruhe leben, ihren eigenen Interessen nachgehen, sich ihr Leben, ihre apostolische Tätigkeit einrichten, sich um sich selbst kümmern, um ihre Schönheit, ihre Gesundheit, um Verwandte...
- * *Der Ruhesitz-Durst:* Hier besteht das Ziel darin, in Ruhe und Frieden zu leben. Es ist verboten, die anderen zu „stören“. Die Mitglieder sind sehr darum bemüht, einander zu unterstützen und zu helfen, um ruhig zu leben. Das wichtigste Problem, das es zu lösen gilt, ist es, Einsamkeit zu vermeiden und Ermutigung zu bekommen. Die Mitglieder sind sehr passiv, es ist absolut verboten, den anderen herauszufordern, einander zu konfrontieren, zurechtzuweisen. Der Refrain der offiziellen Hymne dieser Gruppe geht so: „Du bist okay, du bist gut, du bist wirklich in Ordnung, mach weiter so... und lass mich auf meine Art leben, jeder soll leben wie er will, let it be, let it be...“. Man kann diese Dynamik auch so benennen: „den heiligen

Raum der anderen zu und auch meinen eigenen achten“.

Die Beziehung ist Ort und Raum des Lebens: Unsere Freiheit hat die Möglichkeit, das Geschenk anzunehmen und es Früchte tragen zu lassen, oder wir können das Verlangen darauf reduzieren, nach Ersatz zu suchen, der unseren Durst nicht löschen kann und der den Brunnen unserer Gemeinschaften zu einer Zisterne mit Rissen macht.

5. Die Brunnen der Neuevangelisierung

Die Synode über die Neuevangelisierung, die kürzlich gefeiert wurde, lädt uns ein, auf zwei Aspekte des Glaubenslebens, die für die Neuevangelisierung besonders wichtig sind, unser Augenmerk zu richten: die Betrachtung des Mysteriums und die Nähe zu den Armen.

Auch hier ist uns der Jakobsbrunnen ein Lehrmeister. Dort, am Brunnen, wird der Samariterin schrittweise das Mysterium des Gottessohnes offenbart: Er ist Jude, er ist der Herr, er ist der Messias...

Es ist dringend notwendig, die kontemplative Dimension unserer Mission als geweihte Personen wiederzuerlangen, denn „nur aus der Anbetung Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, nur aus der tiefen Stille, die gleichsam wie ein Schoß das einzige rettende Wort aufnimmt, kann ein glaubwürdiges Zeugnis für die Welt hervorgehen“⁶. Es besteht noch immer eine gewisse Tendenz, die betende und kontemplative Dimension als etwas zu betrachten, das von der Mission getrennt ist. Man tut sich noch immer schwer, das Gebet, die Betrachtung als Dimensionen der Mission, Wege der Mission zu betrachten. Die Betrachtung wird immer zur Öffnung gegenüber den Menschen. Wir brauchen „Orte der Seele, aber auch materielle Orte, die auf Gott weisen; innere Heiligtümer und Tempel aus Stein, die miteinander verbundene Kreuzungen für den Strom der Erfahrungen sein sollen, in denen wir Gefahr laufen, durcheinander zu geraten; Räume, in denen sich alle angenommen fühlen können, auch die, die noch nicht genau wissen, was oder wen sie suchen“⁷

Erkennen wir unsere Gemeinschaften als solche „Orte der Seele, aber auch materielle Orte“?

Das andere Zeichen der Authentizität der Neuevangelisierung hat das Antlitz des Armen. Nicht nur des „fernen“ Armen, des Armen „da draußen“, dem natürlich gedient werden muss, wie es dem Evangelium entspricht, sondern auch des Armen „drinnen“, des nahen Armen. Wer ist das?

- * Der Arme, der in uns ist, der also in unserer Person Vergebung, Hilfe, Heilung braucht: unsere leeren Wasserkrüge;
- * der Arme, der unsere Schwester ist, die mit uns lebt und die wir vielleicht

als „Last“ empfinden, als „Hindernis“, als „Einschränkung“ für den persönlichen und gemeinschaftlichen Weg;

- * und schließlich der Arme, dem wir den Brunnen unserer Gemeinschaft geöffnet haben, den wir in unserem Haus aufgenommen und ihm nicht nur „da draußen“ gedient haben, der Arme, dem wir ein wenig Schatten angeboten haben auf dem von der Sonne verdorrten Weg durch die Wüste, der Arme, mit dem wir Zeit, Raum und Güter teilen durften.

Dieser „innere“ Arme stört uns oft: Ja, unsere persönliche Schwäche, unser Schlamm stört uns; es stören uns jene, die uns „zwingen“, das Tempo zu drosseln oder anders zu gehen als wir geplant hatten; uns stört der Arme, den wir zuhause aufnehmen, weil er unseren Rhythmus stört und oft die menschlichen Sicherheiten, auf die wir uns stützen, erschüttert. Wir laufen also Gefahr, uns im Namen von religiöser Ruhe und Ordnung einer Dynamik zu unterwerfen, die in vielen gegenwärtigen Gesellschaften vorherrscht: die *Beseitigung* des Armen, die Entfernung dessen, der uns beunruhigt. So entfernen wir von uns den Segen, **denn der Arme ist ein Segen:**

„Den Armen wird ein bevorzugter Platz in unseren Gemeinschaften zuerkannt, ein Platz, der niemand ausschließt, sondern ein Abbild dessen sein will, wie Jesus sich an sie gebunden hat. Die Gegenwart der Armen in unseren Gemeinschaften ist geheimnisvoll wirksam: sie verändert die Menschen mehr als ein Vortrag, lehrt Treue, lässt die Zerbrechlichkeit des Lebens erkennen, bittet um Gebet; kurz, sie führt zu Christus“⁸.

Ja, der Arme segnet uns, er evangelisiert uns und er offenbart uns das wahre Maß unseres Glaubens.

Welchen Platz findet die Annahme des Armen in uns und in unseren Gemeinschaften?

Lassen wir die Samariterin noch einmal in einer jeden von uns Geweihten und in unseren Gemeinschaften das Verlangen nach dem lebendigen Wasser erwecken, das zur Bewegung wird, zum Weg, zum Dialog, zur erneuerten Begegnung mit Christus, der uns erwartet, immer, am Brunnen von heute, um uns wieder auszusenden, arm an uns selbst und reich an ihm, zu dem menschlichen Herzen, das nach seiner Liebe dürstet!

- ¹ Vgl. AA.VV, *Passione per Cristo passione per l'umanità*, Congresso Internazionale della Vita Consacrata, Rom 23.-27. November 2004, Edizioni Paoline, Mailand 2005.
- ² Vgl. 13. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode über „Die Neuevangelisierung zur Weitergabe des christlichen Glaubens“, *Botschaft an das Volk Gottes*, Rom, 26. Oktober 2012, Nr. 1.
- ³ 13. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode über „Die Neuevangelisierung zur Weitergabe des christlichen Glaubens“, *Botschaft an das Volk Gottes*, Rom, 26. Oktober 2012, Nr. 1.
- ⁴ Ebd., Nr. 3.
- ⁵ Wir inspirieren uns hier an den „Grundannahmen“ (Angriff-Flucht, Paarung, Abhängigkeit), die von W. R. Bion untersucht wurden. Vgl. zum Beispiel TURQUET, P.M., *Leadership: the individual and the group*, in GIBBARD G.S., HARTMANN J.J., MANN R.D. *Analysis of Groups*, San Francisco, Jossey Bass, 1974, S. 305-327.
- ⁶ 13. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode über „Die neue Evangelisierung für die Weitergabe des christlichen Glaubens“, *Botschaft an das Volk Gottes*, Nr. 12.
- ⁷ Ebenda.
- ⁸ Ebenda.

GEMEINSCHAFTEN, DIE DAS EVANGELIUM VERKÜNDIGEN UND LEBEN

Schw. Beatriz Acosta Mesa, ODN

Die Kolumbierin Beatriz Acosta Mesa ist seit 2003 die Generaloberin des Ordens der "Compañía de María Nuestra Señora". Sie hat ein Diplom in Erziehungs- und Bibelwissenschaften und ist Lehrerin und Rektorin an mehreren Schulen.

Dieser Artikel entspricht der Konferenz vom Autor geschrieben und präsentiert auf der 41. Nationale Woche des Ordenslebens von Madrid Theologischen Institut organisiert.

Original Spanish

Vor einigen Monaten haben sich die Leitungsteams unseres Ordens, der "Compañía de María", versammelt, um auf dem Weg der "Vereinigung unserer Kräfte für das 'Mehr' der Mission" voranzuschreiten; es ging darum, die in den einzelnen Bereichen unternommenen Schritte zu beurteilen und aus einer universalen Perspektive heraus den Horizont für den weiteren Weg abzustecken. Die Person, die uns auf diesem Weg begleitet hat, ein Laie, bat uns, zum Ausdruck zu bringen, wo wir in Bezug auf unser Charisma und die Charakteristiken der heutigen Welt den größten Herausforderungen für die Evangelisierung gegenüberstehen, um davon und von unserer Wirklichkeit ausgehend strategische Linien für die Evangelisierung zu formulieren. Diese Linien sollten uns in den kommenden Jahren als Wegweiser dienen und die Richtung aufzeigen, auf die wir unsere Kraft und Energie ausrichten wollten. An erster Stelle stand für uns: *"die örtliche Gemeinschaft stärken"*.

Der Leiter unserer Initiative zeigte sich überrascht über das Ergebnis. Für uns war es auch ein wichtiger Punkt in der Entscheidungsfindung. In diesem Augenblick der Geschichte steht für uns – eine Gruppe von Frauen aus verschiedenen Teilen der Welt, die die Aufgabe hat herauszufinden, welchen Weg unsere Bildungs- und Evangelisierungssensund einschlagen soll, indem wir ein Gespür für unser Umfeld entwickeln – die Evangelisierung der örtlichen Gemeinschaft strategisch an erster Stelle.

Bei der Vertiefung des Inhalts, den wir dieser Herausforderung gegeben haben, kamen einige konkrete Punkte zum Vorschein: offene Gemeinschaften schaffen, die es ermöglichen, Glauben, Leben und Mission miteinander und mit anderen Menschen zu teilen; zwischenmenschliche Beziehungen pflegen sowie einen Lebensstil, der unserer Option entspricht; den Reichtum und die Herausforderung interkultureller Gemeinschaften leben; Gemeinschaften sein, die fest eingebunden sind in das Umfeld und in die Ortskirche, indem wir uns dort, wo wir sind, zu sichtbaren Bezugspunkten machen.

1. Die Notwendigkeit der Gemeinschaft: eine Tatsache, der besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden muss

In Gemeinschaft mit anderen Menschen zu leben, war schon immer lebenswichtig – auch heute. Ohne die Anderen hat unser Leben keinen Sinn. Das Wesen des Menschen ist schöpfungsmäßig auf Gegenüberschaft angelegt, sagt Martin Buber.¹ Unser Glück ist zum großen Teil abhängig von der Fähigkeit und den Möglichkeiten, die wir haben, uns im Leben Anderer präsent zu machen und diesen wiederum einen Raum in uns selbst zu gewähren. Daher ist es logisch, dass wir Beziehungen wünschen und suchen, die es uns gestatten, dieses lebenswichtige Bedürfnis zu erfüllen.

Wenn wir auf die Welt und die Gesellschaften blicken, in die wir eingebunden sind, begegnen wir im Allgemeinen individualistischen Kulturen, wo das Ich und die Werte, die davon abgeleitet werden, an erster Stelle stehen. Als Menschen müssen wir uns einer Gruppe zugehörig fühlen, die uns trägt und stärkt, die uns Sicherheit und Vertrauen gibt. *“Das Gemeinschaftsleben muss mit Kreativität neu definiert werden. Die hypermodernen Gesellschaften machen Angst, und Gemeinschaft ist dringend notwendig, um Angst und Entmutigung zu lindern”*, sagt uns Benjamín González Buelta.²

Wir brauchen einander, und wir wissen auch aus Erfahrung, dass es nicht einfach ist, mit anderen zusammen zu sein. Tagtäglich in allen Bereichen Gemeinschaft aufzubauen ist eine Herausforderung. Über das lebenswichtige und tief verwurzelte Bedürfnis, das wir als Menschen haben, hinaus, basiert der Wunsch, die Gemeinschaft zu stärken, nicht selten auf Leere und Unzufriedenheit, die wir verspüren – auf etwas, das wir uns wünschen und nicht haben, auf einer Wirklichkeit, die uns ein “Mehr” scheinbar nicht geben kann...

All diese Faktoren dürfen nicht übersehen werden. Dennoch bringt der Wunsch nach Gemeinschaft auch das Bewusstsein zum Ausdruck, dass die Gemeinschaft bei unserer Option für das Ordensleben und in unserer Evangelisierungssendung eine entscheidende Rolle spielt. Dieses Bewusstsein, das wir vielleicht nicht genau benennen können, schließt die Notwendigkeit

nach *“etwas Anderem”* ein, auf das wir aufmerksam hören und achten, ihm soweit wie möglich Raum geben müssen.

Die Berufung zur Gemeinschaft als Geschenk

Das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Altersgruppen, Herkunft, Mentalität, Lebensstile... ist ein Wunder, das die menschliche Logik übersteigt. Dieses Geheimnis tagtäglich zu erfahren und es als Geschenk zu leben verweist uns auf Jesus von Nazaret, der uns zusammenruft und uns vereint: *“Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt”* (Joh 15,16). Sein Ruf ist es, der uns zu Subjekten macht, die in der Lage sind, auf seine Liebe zu antworten; nicht aus eigener Kraft und eigenem Verdienst, sondern durch das Wirken seines Geistes in uns. Nur aus dem Bewusstsein dieses empfangenen Geschenks heraus können wir dieses Wunder des Geistes annehmen und uns bereit machen, Brüderlichkeit in unserer Gemeinschaft und darüber hinaus aufzubauen.

Wenn wir diese tiefe Wirklichkeit leben, werden wir herabgestoßen von unseren falschen Podesten, die wir immer wieder besteigen, und stehen mit beiden Beinen auf der Erde, an dem Ort, an den wir als Geschöpfe gehören, an dem wir die anderen, mit denen wir täglich zusammenleben, als Weggefährten erkennen: Alte und Junge, konservativ oder fortschrittlich Denkende, Menschen aus Nord und Süd...

Als Gefährte oder Gefährtin, in der ganzen Dichte und Tiefe, die dies mit sich bringt, nehmen wir teil am *“gemeinsamen Mahl”*, Symbol und Gedächtnis der Liebe Jesu von Nazaret, der sich freiwillig bis ins Letzte entäußert hat. Wenn wir an diesem Mahl teilnehmen, im Bewusstsein um das Geschenk, lernen wir allmählich, unsere eigenen Prioritäten richtig einzuordnen und in der Berufung zum unentgeltlichen, befreienden, allumfassenden Dienst den Sinn unseres Lebens zu finden. Wenn wir an diesem Mahl teilnehmen, werden wir solidarisch mit den Nöten der Menschheit und zu Trägern von Hoffnung und Gemeinschaft.

Aus dieser Perspektive heraus ist jede Mühe wichtig, die wir aufwenden, um in der Gemeinschaft zu freien Frauen und Männern zu werden, die bereit und in der Lage sind, dorthin entsandt zu werden, wo die Not und die Dringlichkeit am größten sind. Und wo Sätze, die wir manchmal sagen oder hören, fehl am Platze sind: *“man hat uns ausgenutzt”*, *“wir werden nicht mehr gebraucht”*, *“ich bekomme nicht die Wertschätzung, die ich verdiene”* ... wenn wir eine Verantwortung aufgeben sollen oder eine Aufgabe nicht unseren Erwartungen entspricht oder angesichts anderer Umstände. Nur aus dem Bewusstsein des empfangenen Geschenks heraus können wir uns als Geschwister

in den Dienst einer größeren Sache stellen.

Der Platz, den die Gemeinschaft einnimmt

Von Anfang an suchte Jesus Gefährten, *“die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte, damit sie predigten”* (Mk 3,14). Es war eine schwierige Aufgabe: das Reich Gottes, eine neue Weltordnung, sollte durch ihn und seine Gruppe, durch eine neue Form der Beziehung errichtet werden: *“Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage. Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich vom Vater gehört habe ... Dann wird euch der Vater alles geben, um was ihr ihn in meinem Namen bittet. Dies trage ich euch auf: Liebt einander!”* (Joh 15, 14-17).

Unsere Gründer und Gründerinnen haben ebenso wie Jesus Gefährten gesucht, um die Sendung durchzuführen, zu der sie inspiriert wurden. Die Gemeinschaft – die *“Freunde im Herrn”*³, wie Ignatius von Loyola es ausdrückt, oder wie unsere Gründerin, Juana de Lestonnac, sagt: *“Nichts lege ich euch mehr ans Herz als die Freundschaft untereinander”*⁴ – wird zu einem unverzichtbaren Element unseres Charismas, ein Identität stiftendes Element. Die Gemeinschaft dient der Mission: *“Ich habe euch erwählt und ich nenne euch Freunde, damit ihr hingehet und Frucht bringt”*. Und Bindungen zu schaffen, die dies ermöglichen, ist schon an sich eine Mission.

Die Antwort als berufene Männer und Frauen bringt es mit sich, zu einer Gemeinschaft zu gehören. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Gemeinschaft der erste Bezugspunkt unseres Daseins in der Welt. Wenn wir diese Grundlage aus den Augen verlieren, hat der Bau keinen Bestand.

Werte, Lebensstile, Formen des Tuns und des Daseins ... der jeweiligen Zeit und dem jeweiligen Ort entsprechend, ermöglichen uns eine eigene Kultur, durch die man uns als Gruppe erkennt und als die wir mit Anderen interagieren können. Wir erfüllen heute verschiedene Aufgaben, haben Arbeitsgruppen und unterschiedliche, auch virtuelle, Beziehungen; durch all dies bildet sich irgendwie eine eigene Identität heraus. Wenn die Gemeinschaft in unserem Leben den Platz einnimmt, der ihr zukommt, dann führen uns all diese Beziehungen zu einer erweiterten Sicht der Welt und sind nicht nur auf persönlicher, sondern auch auf gemeinschaftlicher Ebene ein Reichtum.

Auch wissen wir aus Erfahrung, dass es unmöglich ist, Gemeinschaft aufzubauen oder zu stärken, ohne ihr Zeit und Raum zu widmen, die angemessen sind. Uriarte zufolge sind *“zusammen leben, zusammen feiern, zusammen arbeiten und zusammen leiden”* die vier Dinge, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit hervorbringen.⁵

2. Wir leben gemeinsam, um sinnvoll zu leben

“Wir sind geboren, um zu leben, daher ist die Zeit das wichtigste Kapital. Unser Weg auf diesem Planeten ist so kurz, dass es eine sehr schlechte Idee ist, nicht jeden Schritt und jeden Augenblick zu genießen, mit einem Geist, der keine Grenzen kennt, und einem Herzen, das viel mehr lieben kann als wir meinen.” Diese Worte des Sängers Facundo Cabral helfen uns zu verstehen, wie wichtig es ist, das Leben nicht nur nicht schlecht, sondern auch sinnvoll zu leben.

Aus der Sichtweise des Evangeliums heraus, die für die Welt so unlogisch ist – “wer sein Leben... verliert, der wird es retten” (Lk 9,24) – ist unser Leben in dem Maße sinnvoll, in dem wir es in den Dienst des Nächsten stellen. In dieser täglichen Hingabe werden wir freier und bereiter, das, was der Herr uns durch das Leben schenkt, zu erkennen und anzunehmen, und auch Ihn anzunehmen, die liebevolle Gegenwart, die uns aufrüttelt und uns bittet, ihn in jenen zu erkennen, die hungern und dürsten, die Fremde sind ... in allen Geringen dieser Welt.

Das Paradox, “das Leben verlieren, um es zu retten”, enthält noch einen anderen Aspekt: Wir können den Anderen das geben, was wir sind, wenn wir erkennen, dass wir etwas Gutes und Wertvolles besitzen, das wir geben können. In diesem “Mehr”, das wir von der Gemeinschaft verlangen, ist auch der Wunsch enthalten, dass sie uns helfen möge, das Geschenk zu erkennen, das wir für die Anderen sind.

Einander zu helfen, das Geschenk zu erkennen, das jede Person, jede Gemeinschaft besitzt, ist sinnstiftend und verleiht uns Dynamik. Wenn wir es nicht erkennen, werden wir winzig klein, schwindet unser Selbstwertgefühl, bis wir selbst fast völlig verschwinden. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum es uns an Kraft und Schwung fehlt, jungen Menschen zu vermitteln, dass das Ordensleben uns und der Welt Sinn verleiht.

Einander annehmen in unserer Verletzlichkeit

Wir fühlen uns gut, wenn wir ein affektives Klima finden, das uns gestattet, wir selbst zu sein. Das ist möglich, wenn gegenseitiges Vertrauen herrscht; Vertrauen ist das entscheidende Element für den Aufbau der Gemeinschaft. Um ein solches Klima herzustellen müssen wir die unser Bedürfnis nach Unverletzlichkeit überwinden, und das ist in unserem täglichen Leben scheinbar gar nicht so einfach.

Tatsächlich sind Unterschiede, Schwächen und Grenzen meist eine Bremse für den Aufbau der Gemeinschaft. Wenn wir ihnen mit Realismus begegnen, als etwas, das zu unserem menschlichen Wesen gehört, statt darüber zu

klagen, wird es uns möglich, einander zu ergänzen, einander beim Wachstum zu helfen, damit die Größe zutage tritt, die jede Person in sich trägt, und die Fähigkeiten und Kräfte aller zusammenfließen und zusammenwirken können.

Wenn wir das, was in uns vorgeht, und unsere eigenen Grenzen annehmen und benennen, werden wir befreit von der Sorge um unser Image, unter der wir so sehr leiden, und können Brücken schlagen zu den Anderen und Beziehungen aufbauen, durch die wir einander unterstützen. Wenn wir aus der Deckung herauskommen, werden wir offen für den Blick der Anderen, und so können wir einander hinterfragen und brüderlich zurechtweisen, können das erkennen, was mit unserer Option der Nachfolge nicht übereinstimmt, und Mittel zur Verfügung stellen, es zu überwinden.

Manchmal stehen wir Situationen gegenüber, die das Gemeinschaftsleben schwer machen und die durch rechtzeitige Hilfe hätten gelöst werden können. Es ist wichtig, sich darüber im Klaren zu sein, dass wir Schwierigkeiten für die Zukunft schaffen, wenn wir uns diesen Situationen nicht stellen, aus Angst vor einem Konflikt oder weil wir uns nicht trauen, Menschen zu konfrontieren, von denen wir glauben, dass sie stärker sind als wir, oder aufgrund eines impliziten oder expliziten Bündnisses: Ich lasse dich in Ruhe, damit du mich in Ruhe lässt.

Auch bedarf es der Geduld – einer respektvollen, nahestehenden und warmen Geduld, die liebevoll ist im wahrsten Sinne des Wortes, die uns befreit und dazu beiträgt, das Beste von uns zum Vorschein zu bringen. Anthony de Mello beschreibt das sehr treffend in einer seiner Geschichten:

“Jahrelang war ich neurotisch. Ich war ein ängstliches, deprimiertes und egoistisches Wesen. Und alle Welt sagte mir immer wieder, dass ich mich ändern müsse. Sie ließen nicht nach, mir zu sagen, wie neurotisch ich sei. Und ich war beleidigt, auch wenn ich glaubte, dass sie recht hatten. Ich wollte mich ändern, konnte es aber nicht, so sehr ich es auch versuchte.

Das Schlimmste war, dass selbst mein bester Freund mir ständig sagte, wie neurotisch ich sei. Auch er betonte immer wieder, wie notwendig es sei, dass ich mich ändere. Und ich war mit ihm einer Meinung und konnte ihm nicht böse sein. Daher fühlte ich mich machtlos und wie gefangen.

Eines Tages jedoch sagte er zu mir: “Ändere dich nicht. Bleib so wie du bist. In Wirklichkeit spielt es keine Rolle, ob du dich änderst oder nicht. Ich mag dich so wie du bist und werde dich immer mögen.”

Diese Worte klangen wie Musik in meinen Ohren: ‘Ändere sich dich, ändere dich nicht. Ändere dich NICHT ... Ich mag dich’. Da beruhigte ich mich. Und ich fühlte mich lebendig. Und – o Wunder! – ich änderte mich.”⁶

Wenn wir einander respektvoll behandeln, abschätzigte Urteile vermeiden, uns selbst und die anderen mit den Augen der Barmherzigkeit und der Liebe betrachten, mit denen Gott uns betrachtet, übernehmen wir Verantwortung für das Gute, das wir haben, entdecken wir die Güte und den menschlichen Wert in uns und in den anderen, werden wir menschlich.

In dieser entmenschlichten Welt unsere Gemeinschaften zu Räumen der Menschlichkeit zu machen: zu einem Umfeld, wo man aufmerksame Blicke spürt, wo zugehört wird, wo man ohne Vorbehalte angenommen wird, wahre Liebe spürt und Anerkennung, die dem Menschen Würde schenkt... das macht unser Leben sinnvoll und uns gleichzeitig bereit, Samenkörner der Menschlichkeit in unser Umfeld zu säen.

Aus der Routine eine Gelegenheit zu Erneuerung und Veränderung machen

Das Leben besteht aus Ritualen: Wir essen zu bestimmten Zeiten, beten zu bestimmten Zeiten, stehen zu einer bestimmten Zeit auf, haben eine bestimmte Weise, Dinge zu tun und Objekte zu platzieren... Rituale sind wichtig.

“Es muss feste Bräuche geben», sagte der Fuchs zum Kleinen Prinzen. - Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr anfangen, glücklich zu sein. Je mehr Zeit vergeht, umso glücklicher werde ich mich fühlen. Um vier Uhr werde ich mich schon aufregen und beunruhigen; ich werde erfahren, wie teuer das Glück ist. Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nicht wissen, wann mein Herz da sein soll.”⁷

Rituale helfen uns, unser Leben zu ordnen, zu wissen, was wir tun sollen. Sie teilen die Zeit ein und einige helfen uns, wie beim Kleinen Prinzen, zu “wissen, wann das Herz da sein soll” und grundlegende Werte zum Ausdruck zu bringen. Wenn man immer wieder dasselbe tut, können die Rituale jedoch auch zur Routine werden, und die Routine langweilt uns, lässt uns überdrüssig werden und lässt das, was für uns grundlegend war, sogar sinnlos werden.

Wenn wir es wagen, den Satz: “Das haben wir immer schon so gemacht”, aus unserem Repertoire zu streichen und uns in Freiheit zu fragen, warum wir es tun, gemeinsam darüber nachzudenken und, wenn nötig, neue Wege zu finden, dann kommt wieder Beweglichkeit und Frische in unser Leben. Und infolgedessen wird es sinnvoller.

Als Kirche erleben wir gerade eine Zeit, in der Äußerlichkeiten und die Rituale der Vergangenheit wieder in den Vordergrund zu rücken scheinen. Es ist wichtig, darüber nachzudenken, was wir hinter uns gelassen haben, und uns der neuen Werte, die wir angenommen haben, und ihrer täglichen Umsetzung auch bewusst zu sein, damit uns unser Leben nicht “verblasst”

vorkommt oder wir uns einer Vergangenheit zuwenden, die unserer heutigen Zeit nicht entspricht.

Den Mut haben, das aufzugeben, was uns besitzt

Unsere Kultur stimuliert unsere Sinne und fördert den Genuss, immer mehr Dinge anzuhäufen. Wie anderen Menschen in dieser Welt lassen wir uns gefangen nehmen von verführerischen Gefühlen, *“gesät in den Ackerfurchen unserer natürlichen und der künstlichen Bedürfnisse, die vom Markt erzeugt werden...”*⁸. Infolgedessen dringen zahlreiche Objekte fast unmerklich in unseren persönlichen Raum und in unsere Gemeinschaften ein. Sie scheinen unverzichtbar zu sein, uns sie persönlich zu besitzen erscheint uns als das Normalste und Natürlichste der Welt.

Irgendwie besitzt uns das, was wir besitzen – und das, was uns besitzt, bindet uns und macht uns unbeweglich. Wir müssen uns fragen, was wirklich notwendig und was überflüssig ist. Den Mut zu haben, uns zu fragen, wie ein bestimmter Lebensstil uns beeinflusst und prägt, mag nicht bequem sein, aber es wird uns sicher helfen, sinnvoller zu leben. Weder unser Ordensleben noch unsere Gemeinschaften haben Sinn, wenn wir in der Mittelmäßigkeit verhaftet bleiben, wenn wir die Radikalität des Evangeliums verlieren.

In einer von Ungleichheit und großen sozialen Unterschieden geprägten Welt hat ein einfaches und simples Leben, das nicht auf Besitz ausgerichtet ist, prophetische Kraft. Das Geheimnis unserer apostolischen Berufung – *“in der Welt sein, ohne von der Welt zu sein”* (vgl. Joh 17,14) – nimmt pädagogischen Charakter an, weil es durch das Wort und durch das Leben hervorhebt, dass es möglich ist, auf andere Weise zu leben, und dass der Grund für die Mühen und Entwicklungen des Menschen weit über Besitz, Macht und Vergnügen hinausgeht.

Die Freude beleben, die niemand uns nimmt

Vor einigen Monaten habe ich mich mit einer unserer jungen Schwestern getroffen, die wir kürzlich in das Leitungsteam einer Provinz berufen haben. Sie sagte mir, dass sie, nachdem sie ihren Dienst angetreten hatte, gemerkt habe, dass eine der wichtigsten Aufgaben des Leitungsdienstes darin besteht, die Freude zu verteidigen.

Die Wirklichkeit, die uns umgibt, ist nicht einfach. Ungleichheit und Armut in vielen Bereichen, die globale Wirtschaftskrise, in der wir uns befinden, Kriege in verschiedenen Teilen der Erde, der ökologische Abbau, die Trübung und Aufgabe von Werten und Traditionen, die der Menschheit als Mutterboden gedient haben: All diese Faktoren verschärfen die Lage. Manchmal bereitet uns die Realität Sorge, die wir in unseren Institutionen erleben:

Überalterung, schwindende Mitgliederzahlen, Mangel an Nachwuchs in einigen Gebieten... Wir können die Schwierigkeiten nicht verbergen, das wäre sehr naiv von uns. Das Leben an sich ist schwierig, und für viele Menschen unserer Zeit ist es noch viel schwieriger.

Gott, der in dieser Wirklichkeit Mensch geworden ist und sie von innen heraus angenommen hat, offenbart sich uns als Vater und sendet uns seinen Geist. Er lädt uns ein, ihn in unserem Herzen wirken zu lassen und jene Zeichen des Lebens zu entdecken, die es heute in unserer Welt und im Ordensleben auch gibt. Wir brauchen ein von Gott bewohntes Herz, um der Flut des Lebens zu begegnen und angesichts der Schwierigkeiten nicht zusammenzubrechen, um Problemen, Ungerechtigkeiten, Unsolidarität nicht aus dem Weg zu gehen, um uns nicht verführen zu lassen durch das Überflüssige, die Bequemlichkeit, den verzehrenden Konsum...

In diesem Wunsch, dass Gott in unser Herz hineinkommen möge, begegnen wir, die wir eingeladen sind, ihm nachzufolgen, einander. Seine Liebe vereint uns in einer freien Beziehung und macht uns bereit zum leidenschaftlichen Dienst an seinem Reich. Wenn wir Gott in uns wirken lassen, mit Hilfe der Menschen, mit denen wir gemeinsam auf dem Weg sind, erfahren wir die tiefe Freude, die *“niemand uns nimmt”* (vgl. Joh 16,22).

Wenn der Herr auf uns geschaut hat, wie auf Maria, dann können wir ausrufen, wie sie es getan hat: *“Gott hat Großes an uns getan in unserer Niedrigkeit”* (vgl. Luk 1,48), und können voll Freude unseren Schwestern entgegenlaufen, um einander zu helfen und gemeinsam das neue Leben zu erhellen.

Manchmal lassen unsere Gemeinschaften diese tiefe Freude nicht durchscheinen, und uns scheinen die Kräfte zu fehlen, um jenen entgegenzugehen, die uns brauchen. Wir können uns nicht damit herausreden, dass wir gute Gründe dafür haben, noch dürfen wir es zulassen, sondern wir müssen vielmehr gemeinsam zurückkehren zum Quell unserer Freude, ihm in die Augen sehen, beten und zu ihm sagen: *“Nimm mir niemals dein Lachen, denn sonst würde ich sterben”*. Und wenn wir heimkehren *“mit müden Augen, weil wir die Welt gesehn, die sich nicht ändert”*, ihn inständig bitten: *“Nimm mir niemals dein Lachen, denn sonst würde ich sterben”*⁹.

3. Am Horizont: der letzte Sinn

Gott ruft uns und führt uns zusammen, damit wir teilhaben an seiner Heilssendung, um gemeinsam *“einen neuen Himmel und eine neue Erde”* (Jes 65,17) zu schaffen, indem wir das beitragen, was uns geschenkt wurde: das, was ein jeder von uns ist, die eigene Persönlichkeit und unser besonderes

Charisma. In dieser Hingabe im Dienst am Reich Gottes findet die Gemeinschaft und jede von uns ihren Daseinsgrund. Wenn wir die Gemeinschaft stärken wollen, dann dürfen wir diesen letzten Sinn, der im Heute der Geschichte neu geschaffen und verwirklicht wird, nicht aus dem Blick verlieren.

Unser besonderes Charisma beitragen

Das Charisma eines jeden Instituts ist, ebenso wie die Berufung, ein Geschenk. Durch seine Grundelemente können wir uns als Gruppe erkennen und auch von Anderen erkannt werden. Die institutionelle Identität unterscheidet uns, nicht um uns von der Welt und der Kirche abzusetzen, zu denen wir gehören, sondern um zu verstehen, was unsere besondere Sendung ist, das Besondere und Wertvolle, das wir haben, um es Anderen anzubieten.

Sich bewusst zu werden, dass das Charisma unseres Instituts ein Geschenk ist, das uns gleichzeitig mit anderen verbindet, die den Traum unserer Gründer durch die Geschichte hindurch verwirklicht haben, macht uns zu aktiven Trägern einer Tradition, die wir in der Gegenwart aufbauen müssen, damit sie in der Zukunft weiterlebt.

Unsere Institute sind desto authentischer, je mehr sie in der Lage sind, mit der Umwelt zu interagieren. Dadurch werden wir, die Träger des Charismas, zu Handlungsträgern und Schöpfern, und unser gemeinschaftliches Handeln, das mehr ist als die Summe der Einzelhandlungen, nimmt Einfluss auf die Wirklichkeit und verändert sie, und diese verändert wiederum unser Handeln.

Jedes Charisma beeinflusst durch die Freiheit und die Schöpferkraft jener, die es verkörpern, in besonderer Weise die Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit gibt ihm letztlich seine Daseinsberechtigung und nährt es.

Das Leben in den Ordensgemeinschaften nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ließ uns deutlich erfahren, dass das Öffnen von Türen und Fenstern gegenüber der Welt unsere Charismen erweitert, bereichert und neu gestaltet hat. In der Reflexion über den Weg, den die *Compañía de María* in den Jahren nach dem Konzil beschritten hat, heißt es: "...wir sind offen geworden für neue Formen des Gemeinschaftslebens, in Berührung mit dem Schmerz, den Hoffnungen, den Enttäuschungen und den Wünschen vieler Menschen, die meist unter Armut und Ungerechtigkeit leiden und denen wir auf verschiedene Weise begegnen..., die Vielfalt der Lebensbereiche, in die wir eingebunden sind, wurde uns stärker bewusst, ebenso wie die Notwendigkeit, auch weiterhin mit vereinten Kräften Grenzen zu überschreiten, um die Vielfalt als Reichtum und die Einheit als Stärke zu entdecken und zu erleben. Wir haben aus der eigenen Erfahrung heraus entdeckt, wie das Evangelium die verschiedenen Kulturen durchdringt und Samenkörner des Reiches Gottes, die in ihnen bereits vorhanden sind, wachsen lässt..."¹⁰.

Das beizutragen, was wir sind, als Apostolische Körperschaft, als Geschenk für die Kirche und für die Welt, und uns nicht als Herrscher zu fühlen, sondern als dankbare Zeugen, in ständigem Dialog mit den Nöten und Herausforderungen eines jeden Umfelds, ist eine Verantwortung und eine tägliche Herausforderung.

Zeugen der Gemeinschaft in Vielfalt sein

In unserer vielgestaltigen und pluralistischen Welt sind wir verpflichtet, das beizutragen, was jedem einzelnen Charisma zu eigen ist. Gleichzeitig ist es notwendig und eine Herausforderung, auf den Dialog zwischen den Kongregationen und die gemeinsame Arbeit verschiedener Institute und Gruppen zu setzen.

Um am *“gemeinsamen Mahl im Reich Gottes”* (vgl. Lk 14,15) teilnehmen zu können, müssen wir unseren Verstand, unser Herz und unsere Gemeinschaften für das Andere öffnen. Es verlangt von uns, Mittel zur Verfügung zu stellen, die die Begegnung und die zwischenmenschliche Beziehung ermöglichen, die das Gemeinsame zum Vorschein bringen und dazu beitragen, Komplementarität als Reichtum zu erleben. Charismen werden ebenso wie Personen im gemeinsamen Handeln bestätigt und gefestigt. Wenn unsere Charismen mit dem Anderen konfrontiert sind, werden wir gezwungen, Authentizität zu üben, alles Überflüssige abzulegen, unsere Stärken und unsere Grenzen zu erkennen. In der Begegnung mit verschiedenen Charismen entdecken wir, wer wir sind und was wir beitragen können.

Der Schriftsteller Carlos Fuentes stellte in diesem Zusammenhang eine wichtige Überlegung an: *“Als Bürger, als Männer und Frauen beider Dörfer – des lokalen und des globalen Dorfes –, als Ordensinstitute, können wir hinzufügen – ist es unsere Aufgabe, Vorurteile abzubauen, unsere eigenen Grenzen zu erweitern, unsere Fähigkeit zum Geben und Nehmen zu mehren, ebenso wie unser Verständnis für das, was uns fremd ist. Das ist die Lektion, die unsere unfertige Menschheit uns erteilt: Wenn wir andere ausschließen, werden wir ärmer, und wenn wir andere einschließen, werden wir reicher”*¹¹.

Unser Heute fordert uns heraus, unser Charisma gemeinschaftlich zu stärken, sowohl mit jenen, die uns ähnlich sind, als auch mit jenen, die anders sind als wir. Um das Reich Gottes im Stil Jesu Christi aufzubauen werden alle Hände gebraucht, vor allem Hände, die in der Lage sind, sich mit anderen zu verbinden, um die menschliche Gemeinschaft zu bilden.

Der gemeinsame Weg mit den Laien ist auch heute für das Ordensleben ein Zeichen der Zeit. Wir erfahren, dass es ein Weg des Lebens ist und spüren gleichzeitig die Herausforderung, auf die gemeinsame Verantwortung und die Komplementarität in der Sendung zu setzen, ebenso wie auf die gemeinsame Ausbildung im Charisma und in der Spiritualität, die es trägt, um aus der

Besonderheit einer jeden Berufung heraus einander zu helfen, sie zu leben und neu zu gestalten.

In diesem vielgestaltigen globalen Netzwerk der Welt spielt der interkulturelle Dialog eine entscheidende Rolle für die Zukunft der Menschheit, und das Ordensleben kann in diesem Zusammenhang einen großen Beitrag leisten. Wenn wir in unseren interkulturellen Gemeinschaften die Wahrheit der verschiedenen Kulturen und die Personen, die sie verkörpern, annehmen, wenn wir in unseren Gesprächen und im täglichen Miteinander Raum lassen, um den Reichtum und das Samenkorn des Evangeliums, das die verschiedenen Kulturen mitbringen, zu erkennen sowie das, was eine jede von ihnen braucht, um evangelisiert zu werden, dann werden wir zu kleinen Sternen, die am Himmel aufleuchten und Licht auf dem Weg sind.

Das “Wohin” abstecken und Entscheidungen treffen

Die Wirklichkeit stellt uns vor zahlreiche Herausforderungen, und unsere Kräfte – ich wage das zu verallgemeinern – sind gering. Um für das Reich Gottes zu arbeiten braucht es Qualität, ein Leben in Übereinstimmung mit dem, was wir bekennen, und einen klaren Einsatz für ein gemeinsames Projekt. Stress, Eile, ein Leben im Zeitraffer, durch die Welt huschen, ohne Zeit zu haben, tief in sie einzudringen und die Keime neuen Lebens hervorsprießen zu lassen, die stets vorhanden sind – all das hat keinen Platz in der menschlicheren Welt, die wir anbieten wollen. Wir müssen unsere Mission planen, müssen festlegen, worauf wir unsere Kräfte ausrichten wollen, Prioritäten setzen und Entscheidungen treffen.

Was wir bei der Entscheidung letztlich suchen, ist zu entdecken *“unter vielen Neuheiten, die verführerisch vor uns glänzen: Was ist das Neue, das Gott uns heute anbietet, und worin genau besteht unsere Mitarbeit?”*¹²

Um konkret zu erkennen, was Gott heute von uns verlangt, müssen wir Prozesse der Reflexion und der Entscheidungsfindung durchmachen, in die jede Person, jede Gemeinschaft und die gesamte apostolische Körperschaft sich eingebunden fühlt – in dem Maße, wie es ihr entspricht. Offen miteinander reden, die eigene Meinung frei kundtun, eigene Ansichten zur gemeinsamen Suche beitragen: All das macht es möglich, die Beschlüsse, die getroffen werden, anzunehmen, hinter ihnen zu stehen und sich für sie einzusetzen, auch wenn man in einigen Fällen nicht mit ihnen einverstanden ist oder sie nicht den eigenen Wünschen entsprechen. Es stärkt das Wir-Gefühl, ein unverzichtbarer Aspekt, wenn wir gemeinsame Ziele voranbringen wollen.

Natürlich kann man nicht immer sicher sein, dass die getroffene Entscheidung richtig ist. Wenn man keine Entscheidung trifft, ist natürlich auch das eine Entscheidung. Ein altes Sprichwort sagt: “Eine Entscheidung ist

besser als keine Entscheidung“. In dieser Welt, die sich schwindelerregend schnell dreht, ist es unabdingbar, Entscheidungen zu fällen – und sie zurückzunehmen oder den Kurs zu wechseln, wenn wir uns geirrt haben, ist ein Zeichen für Demut und Weisheit.

Heute stehen wir vielleicht mehr als zu anderen Zeiten unter dem Zwang, Entscheidungen zu fällen, aus verschiedenen Gründen: Damit das Tun das Sein zum Ausdruck bringt und wir uns nicht in einem unfruchtbaren Aktivismus verlieren; damit hinter dem gemeinsamen Projekt, das in Werken, Plänen und Präsenz sichtbar wird, offene, flexible, gastfreundliche apostolische Gemeinschaften stehen, die sinnvoll leben und Zeichen der Hoffnung und Menschlichkeit sind; damit in den Umstrukturierungen und Unionen, die wir bilden, die örtliche Gemeinschaft der Prüfstein für unsere Christusbachfolge und unser Einsatz für das Reich Gottes ist.

Es ist dringend notwendig, mutige und risikobereite Entscheidungen zu fällen, was die Gestaltung unserer Gemeinschaften betrifft, um neue Formen zu finden, die eine größere Nähe zu den Armen und die Präsenz unter ihnen fördern. Angesichts der Kluft zwischen den Generationen, die wir in einigen Umfeldern erleben, muss diese Neugestaltung mit Kreativität geschehen, damit die neuen Generationen Lebensraum finden, in denen es möglich ist, die Flamme des Glaubens und des eigenen Einsatzes zu erhalten und zu nähren.

Um Entscheidungen zu treffen, muss man auswählen und bereits Erlangtes und Sicherheiten loslassen. Loslassen schmerzt uns, und als Gemeinschaften müssen wir einander helfen, den notwendigen österlichen Prozess umzusetzen: der Schmerz muss zunehmen, um freudig das neue Angebot Gottes anzunehmen und ihn dort zu verkündigen, wo er auf uns wartet.

4. Schluß: den Wunsch nach “Mehr” schüren

Dieses “Mehr”, das wir von unsere Gemeinschaften fordern und das, wie wir gesehen haben, viele Facetten enthält, aktiviert unser Verlangen. Das Verlangen lässt uns immer weiter gehen, die Grenze des Unmöglichen durchbrechen und setzt uns in Bewegung. Was wir sind, ist die Summe dessen, was wir haben, und unserer Utopien und Träume.

Bei dem zu bleiben, was wir schon immer getan haben, nur auf das zu schauen, was wir nicht haben oder was uns fehlt, dem Vergangenen nachzutruern – all das lähmt uns, nimmt uns gefangen in der Suche nach Sicherheiten und hindert uns daran, das was wir haben, zu erkennen und einzusetzen.

Das, was uns geschenkt wurde, mutig einzusetzen, bedeutet, das empfangene Geschenk dem Leben und damit Gott zurückzugeben. Auf uns

warten viele konkrete Gesichter, ihre Stimmen rufen uns, ihre Schreie ebenso wie ihr Schweigen.

Viele Brüder und Schwestern warten auf uns. Sie verlangen nach Brot, nach Solidarität, nach Gerechtigkeit, nach Gott... Sie müssen Männern und Frauen begegnen, die sich gemeinsam einsetzen, um ungerechte Strukturen zu verändern, die versuchen, auf die Ursachen einzuwirken, die sie hervorrufen, und das, was in unserer Welt verändert werden muss, zu verändern: Männer und Frauen, die mit ihrem Leben die universale Brüderlichkeit sichtbar machen.

Wir müssen zu diesen Menschen gehen, an ihrem Leben teilhaben, uns an ihrem Lebenskampf beteiligen, um das Verlangen nach "Mehr" immer wieder neu zu beleben und für sie und alle, die auf uns warten, gemeinsam mit ihnen, den Weg fortzusetzen.

Schließlich müssen wir ihnen den Schatz weitergeben, den wir in unserem Herzen tragen: den Gott, der nichts als Liebe ist, der uns und unsere Gemeinschaften, unsere menschliche Schwäche braucht, damit sein Wille – die Verkündigung des Evangeliums und das Leben nach dem Evangelium – auch weiterhin verwirklicht wird, um das Leben in Fülle und das wahre Glück anzubieten.

- ¹ Vgl. M. Buber, *Das Problem des Menschen*, Gütersloh 20017 (erste Auflage: 1948).
- ² B. González Buelta, *Caminar sobre las aguas. Nueva cultura, mística y ascética*. Sal Terrae, Santander 2010, S. 173
- ³ *Brief von Ignatius von Loyola an Juan de Verdolay*, Venedig, 24. Juli 1537.
- ⁴ Juliá (Françoise de Toulouse), *La vie de la vénérable Mère de Lestonnac, Fondatrice de l'Ordre des Religieuses de Notre-Dame*. Toulouse, 1671, S. 194
- ⁵ Vgl. J.M. Uriarte, *Ser Sacerdote en la cultura actual*. Sal Terrae, Santander 2010, S. 35. Zitiert in *Caminar sobre las aguas*, a.a.O., S. 173.
- ⁶ Vgl. A. de Mello, *The Song oft the Bird*.
- ⁷ A. de Saint-Exupéry, *Der kleine Prinz*, Kap. 21.
- ⁸ Vgl. *Caminar sobre las aguas*, a.a.O., S. 30.
- ⁹ P. Neruda, *Liebesgedichte; 20 Liebesgedichte und ein Lied der Verzweiflung*, "Dein Lachen".
- ¹⁰ Begegnung der Generaloberinnen der „Compañía de María“ und der „Société de Jésus Christ“. *Como comunidad de memoria. Desde el concilio Vaticano II hasta nuestros días*. Ediciones Lestonnac. ODN IV Centenario, 2007, S. 131-132.
- ¹¹ Vgl. C. Fuentes, *En esto creo*. Seix Barral, Barcelona 2002, S. 323; dt.: *Alphabet meines Lebens. Woran ich glaube*, Fischer Taschenbuch Verlag 2006.
- ¹² *Caminar sobre las aguas*, a.a.O., S. 90.

SPIRITUALITÄT IM LEITUNGSDIENST EIN "MARIANISCHER" DEKALOG ZUR BELEUCHTUNG DES LEITUNGSDIENSTES

P. Gonzalo Fernández Sanz, CMF

Der Klaretiner-Missionar Gonzalo Fernández Sanz ist Generalkonsultor und Generalpräfekt für Spiritualität seiner Kongregation. Er hat Dogmatik studiert und an der Theologischen Hochschule der Klaretiner sowie am Institut für Theologie des Ordenslebens in Madrid und am Claretianum in Rom gelehrt.

P. Gonzalo hielt diesen Vortrag vor den Generaloberinnen der UISG in Rom am 10. Januar 2013.

Original Spanisch

Einleitung

Es kommt nicht selten vor, dass Mitglieder der Generalräte den ihnen anvertrauten Dienst niederlegen, und zwar nicht aufgrund "äußerer" Umstände (wie ständiger Ortswechsel, Krankheiten und Veränderungen verschiedener Art, sowie schwierige oder problematische Situationen), sondern vor allem aufgrund des "inneren" Gefühls, **viele Dinge zu tun, aber nicht "im realen Leben" zu stehen**. Als Generaloberin oder Generalrätin bedarf es einer Weitsicht, die das Institut in seiner Gesamtheit betrifft. Eben dieser Facettenreichtum erweist sich jedoch zuweilen als Hindernis für ein geregeltes und stabiles Gemeinschaftsleben, regelmäßige Gebete, die beständige Arbeit mit immer denselben Menschen und letztendlich die Pflichterfüllung im Hier und Heute des täglichen Lebens. Diese Schwierigkeiten werden mit fortschreitendem Alter gewöhnlich als immer größer empfunden. Das Reisen zum Beispiel, anfangs als "bereicherndes Abenteuer" erlebt, wird mit der Zeit immer belastender. Wie kann man sich mit 150, 300 oder 3000 Personen befassen, die in so unterschiedlichen Ländern wie Italien, Indien oder dem Kongo leben? **Die örtlichen und die universalen Gegebenheiten miteinander zu verbinden ist meines Erachtens das Kreuz eines solchen Dienstes. Es ist jedoch auch, so paradox es erscheinen mag, eine hervorragende Quelle für das geistliche Wachstum.**

Die heutige Begegnung ist nicht der geeignete Ort, um alle Symptome des “Syndroms der Generaloberin oder Generalrätin” zu behandeln. Als ich vor neun Jahren selbst einen solchen Dienst antrat, half mir die Lektüre eines humorvollen Zeugnisses, das jemand über seine römische Erfahrung geschrieben hatte. Der Artikel erwähnte viel von dem, worüber wir sprechen, wenn wir Menschen begegnen, die sich in derselben Situation befinden wie wir: das Gefühl, im “Niemandland” zu leben, Einsamkeit und Ineffizienz, kulturelle Schwierigkeiten und so weiter. Er schloss jedoch mit einem Satz, der für uns hilfreich sein kann: **“Alles hängt von dem Schlüssel ab, der am Anfang des Notensystems steht.”**

Ich möchte Ihnen heute einige Gedanken unterbreiten, gleichsam eine Meditation über diese Aufgabe im Licht des Geheimnisses von Weihnachten, der liturgischen Zeit, die gerade zu Ende geht – oder genauer gesagt über das, was dem Weihnachtsfest vorausgeht. In den ersten beiden Kapiteln des Lukasevangeliums geht es bekanntlich um die Kindheit Jesu. Viele von Ihnen haben wohl in den vergangenen Wochen mit Hilfe des Buches “Jesus von Nazaret – Prolog – Die Kindheitsgeschichten” von Benedikt XVI. darüber nachgedacht. Wir wollen Maria betrachten, wie sie im ersten Kapitel in Erscheinung tritt, vor der Geburt Jesu, mit der das 2. Kapitel beginnt. **Zwei Bilder (die Verkündigung und der Besuch bei Elisabet) können uns helfen, die Spiritualität derer zu beleuchten, zu deren Aufgabe – wie bei uns – ebenfalls “Verkündigung” und “Besuch” gehört.** Das ist der *Schlüssel* zu unserem Notensystem. Von hier aus können wir alle Noten der Melodie sicher interpretieren.

Ich biete Ihnen einen einfachen **Dekalog** aus **einigen bedeutsamen Worten** an. Ich möchte Maria nicht als “Patronin” der Generaloberinnen oder Rätinnen darstellen, aber das, was sie mit Gott und den Menschen erlebt hat, kann uns helfen, unseren Dienst besser zu verstehen und zu leben.

1. “Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir” (Lk 1,28)

Es ist unmöglich, den Leitungsdienst “geistlich” zu leben und zur Quelle persönlichen Wachstums zu machen, wenn man ihn nicht als eine Gnade annimmt. Natürlich sind wir in den Wahlprozessen denselben Versuchungen ausgesetzt wie andere Gruppen von Menschen: kulturelle oder ideologische Affinitäten, Gleichgewicht der “Kräfte”, persönlicher Ehrgeiz, Druck verschiedener Art und so weiter. Insgesamt glaube ich jedoch, dass für die Mehrheit von uns der Dienst in der Generalleitung nicht etwas in sich selbst Erstrebenswertes ist, sondern eine **Aufgabe, die wir fügsam annehmen** aufgrund der Wahl oder der Ernennung durch unser jeweiliges Institut.

Einerseits ist es heilsam, diese Prozesse zu entmythisieren, sie von

übertriebener Formalität und Feierlichkeit zu befreien. Außerdem handelt es sich um einen zeitlich begrenzten Dienst. **Nach unserem Rücktritt kehren wir in unser gewohntes Leben zurück.** Das heilt uns von der Versuchung des Karrierestrebens, das in der kleinen kirchlichen Welt so häufig vorkommt. Unser größter Wunsch im Leben ist es "Brüder und Schwestern zu werden". Das genügt uns.

Ohne diese Einfachheit aufzugeben, ist es dennoch richtig zu erkennen, dass die Aufgabe, die wir erhalten haben, in Wirklichkeit **eine neue Gnade ist, die unser Leben verändert.** Das heißt, sie ist ein Geschenk Gottes, der uns seine Liebe zeigt und uns seinen Geist schenkt, um diese Sendung zu erfüllen – oder besser gesagt, das es uns gestattet, unser Leben dafür einzusetzen, dass unsere Brüder und Schwestern die Berufung, die sie empfangen haben, in Treue leben. Ich glaube, wir sollten uns wie Maria als "Begnadete" fühlen. In der traditionellen Theologie sprach man sogar von einem "Gnadenstand". Und wo *Gnade* ("cháris") ist, dort ist immer *Freude* ("chára"). Das erste Zeichen geistlicher Gesundheit ist daher die Überwindung der Versuchung, ständig zu klagen, die Belastung durch das Amt zu übertreiben oder es als schweres Kreuz darzustellen. **Wenn wir "gesegnet" sind, dann müssen wir auch "dankbar" sein.** So helfen wir indirekt unseren Brüdern und Schwestern, ihre eigene Bestimmung in Frieden und Freude anzunehmen.

Wie können wir andere „leiten“, ohne den Quell der Freude stets neu zu entdecken, besonders heute, da wir eine ständig in Versuchung sind, den Mut zu verlieren? Wer leitet jene, die andere leiten sollen? Wir sollten daran denken, dass wir nicht nach unserem Dienst streben, sondern ihn als Sendung empfangen. Daher können wir darauf vertrauen, dass der Herr mit uns ist, denn er ist unser Hirte. Auch wenn wir wandern in finsterner Schlucht, fürchten wir kein Unheil, denn er ist bei uns (vgl. Ps 23).

Wenn eine Schwester in den Generalrat gewählt oder berufen wird, erfährt sie eine Art "Verkündigung", die einen komplexen Prozess aus Überraschungen, Ängsten, Fragen, Zweifeln, Akzeptanz etc. in Gang setzt. Man darf jedoch nie vergessen, dass am Beginn von Allem die **Gnade** steht ("Sei begrüßt, du Begnadete") und am Ende die **Hingabe**: "Mir geschehe, wie du es gesagt hast". Diese beiden Pole helfen uns, den Prozess besser zu verstehen.

2. "Sie erschrak über die Anrede" (Lk 1,29)

In der Spiritualität braucht man vor Augenblicken innerer Unruhe keine Angst zu haben. Bei unserer Spiritualität geht es nicht darum, dass wir uns wohlfühlen, indem wir Spannungen eliminieren, sondern darum, **Gott zu erkennen im realen Leben, mit seinen Licht- und Schattenseiten.** Unser

Dienst in der Generalleitung erzeugt bei uns oft innere Unruhe durch:

- * Mitglieder, die das Institut verlassen, manchmal ohne einen ausreichenden Prozess der Entscheidungsfindung, und dadurch bei uns Zweifel am Wert unserer Ordensausbildung aufkommen lassen.
- * Entscheidungen in der Ordensleitung, die wir als falsch beurteilen.
- * Skandale in der Kirche, in anderen Instituten oder in unserem eigenen Institut.
- * Probleme innerhalb der Generalleitung aufgrund von unterschiedlichen Charakteren, Eifersucht, mangelndem Teamgeist, fehlender Kommunikation etc.
- * Das Gefühl der Zeitverschwendung und Ineffizienz, besonders bei jenen, die aus Gemeinschaften kommen, in denen sie sehr aktiv sind und viele persönliche Beziehungen unterhalten.
- * Schwierigkeiten, das gegenwärtige Ordensleben und folglich seine unmittelbare Zukunft richtig einzuschätzen.
- * Kritik von Seiten einiger Bereiche innerhalb der Kirche – auch einiger Hirten – sowie durch die Medien.

Die tiefsten Ängste, die uns vielleicht am stärksten beunruhigen, **sind jedoch jene, die aus dem Wort Gottes selbst heraus kommen**. Bei Maria verursachten die Worte des Engels Unruhe. Bei uns ist es oft die Unzulänglichkeit, die wir bei uns erkennen – im Hinblick auf die uns anvertraute Aufgabe und unsere persönliche Armseligkeit. Bei kanonischen Visitationen oder in Kapiteln müssen wir zum Beispiel oft über die Notwendigkeit des Gebets im Ordensleben sprechen, während unser eigenes Gebetsleben mangelhaft ist. Ebenso kann es in Bezug auf die Gelübde, das Gemeinschaftsleben oder die apostolische Kreativität sein. Wir “fürchten”, nicht auf der Höhe des Wortes Gottes zu sein, dem wir dienen sollen, nicht konsequent und letztlich nicht glaubwürdig zu sein. Mangelnde Glaubwürdigkeit untergräbt die Wirkkraft unseres Dienstes am stärksten.

Sicher, diese Furcht kann uns lähmen, sie kann uns jedoch auch helfen, geistlich zu reifen, denn **durch sie werden wir uns dessen bewusst, was wir wirklich sind** (und meinen nicht, dass uns die Heiligkeit schon sicher ist, weil wir der Generalleitung angehören). Andererseits **macht sie uns offen für das Wirken Gottes “in” uns und “durch” uns**. Wenn beide Dimensionen in unsere Erfahrung einfließen, dann versetzen sie uns auch in die Lage, unsere Brüder und Schwestern, die in ihrem Ordensleben Ängste und Unruhe erfahren, zu begleiten.

3. “Fürchte dich nicht” (Lk 1,30)

Inmitten aller Unruhe und Angst ist die Botschaft, der der Herr durch seine zahllosen Engel vermittelt, unmissverständlich: “Fürchte dich nicht”. Diese Botschaft des Engels Gabriel ist gleichsam eine Vorausnahme dessen, was Jesus immer wieder in verschiedenen Situationen zu seinen Aposteln sagt: “Fürchtet euch nicht” (vgl. Mt 10,31; 28,10; Lk 12,32; Joh 6,20; 16,33).

Die Furcht ist ein Gefühl, das uns lähmt und alle Ressourcen blockiert, die der Herr uns geschenkt hat, um die uns anvertraute Aufgabe zu erfüllen. Obgleich sie eine Konstante im ganzen geistlichen Leben ist, muss man zugeben, dass im heutigen Ordensleben zu viele Ängste vorhanden sind, die uns entmutigen. Sie haben zu tun mit:

- * Dem Rückgang an Berufungen.
- * Der zunehmenden Überalterung und den Problemen mit der Pflege älterer Schwestern.
- * Dem gesellschaftlichen und manchmal auch kirchlichen Unverständnis.
- * Ineffizienz oder Unsichtbarkeit.
- * Entwurzelung durch Umstrukturierung von Provinzen.
- * Möglichen wirtschaftlichen Problemen.

Nur durch den Glauben entdecken wir, dass es keine Wirklichkeit gibt, so dunkel sie auch scheinen mag, die nicht vom Licht Gottes durchdrungen werden kann. In Wirklichkeit sind unsere Unruhen und Ängste letztlich ein Glaubensproblem. Wir tun uns schwer zu glauben, dass Gott auch dort ist, wo wir keine Zeichen seiner Gegenwart sehen. Daher **ist es in unserer Spiritualität so wichtig, uns aus dem Wort Gottes zu nähren**, mit der täglichen Übung der “lectio divina”, die immer mehr gepflegt wird. Inmitten vieler Botschaften, die uns Angst machen (denken wir zum Beispiel an die düsteren Prophezeiungen über die Zukunft der Europäischen Union), vermittelt uns das Wort Gottes, ohne von oben herab über die Wirklichkeit hinwegzusehen, immer dieselbe Botschaft: “Die Geschichte – deine eigene und die der Welt – entgleitet Gott nicht. Daher gibt es keinen Grund zur Furcht.”

Einer der besten Dienste, die wir durch unsere Generalleitungen anbieten können, besteht meines Erachtens darin, **unsere Brüder und Schwestern aufzufordern, sich nicht zu fürchten**. Das geschieht natürlich nicht durch Personen, die von Natur aus optimistisch sind, und schon gar nicht durch naive und unreife Menschen, die die Schwierigkeiten nicht sehen wollen, sondern durch Gläubige, die durch den ständigen Kontakt mit dem Wort Gottes in der Hoffnung gereift sind.

Im Rahmen der schweren Krise, die wir in Europa und an anderen Orten der Welt erleben, gibt es gegenwärtig so viel Furchteinflößendes, dass wir leicht dem Defätismus nachgeben. In diesem Zusammenhang hat der Leitungsdienst auch das Antlitz des **Trostes** (“Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott”, Jes 40,1), der **Geduld** (“haltet geduldig aus”, Jak 5,7), und des **Wachens und Betens** (“Wacht und betet”, Mt 26,41).

4. “Wie soll das geschehen?” (Lk 1,34)

Ein wichtiger Teil unserer Spiritualität sind die Fragen. Maria wird gewöhnlich als “Ja-Sagerin” bezeichnet – also als Antwortende – aber wir vergessen dabei, dass sie auch **Fragestellerin** ist. Dieser Aspekt bringt sie in enge Verbindung mit den zahllosen Gläubigen, die nicht wissen, wie sie in den schwierigen Situationen des gegenwärtigen Lebens ihren Glauben leben sollen, sowie mit jenen unserer Brüder und Schwestern, die mit wachem Geist ihren Glauben und ihre Berufung stets hinterfragen: Stimmt es, dass der Glaube den Menschen erfüllt? Wer versichert mir, dass ein zölibatäres Leben am Ende nicht zu großer Unreife und persönlicher Unfruchtbarkeit führt? Ist die Stunde des traditionellen Ordenslebens vorbei? Lohnt es sich, weiter nach Berufungen zu suchen, wenn wir ihnen nichts bieten können als einen eintönigen und von Routine geprägten Lebensstil?

In der Ordensleitung wissen wir nicht immer, was wir tun sollen. Wir fühlen uns auch ratlos angesichts von persönlichen Situationen, wirtschaftlichen Problemen, Umstrukturierungen, Beziehungen zu Bischöfen und so weiter. Aus meiner Zeit in der Ordensleitung erinnere ich mich an einen Mitbruder aus den Vereinigten Staaten, der Ratschläge gab, indem er Fragen stellte. Ich gebe zu, dass es manchmal etwas lästig war. Aber gut formulierte Fragen sind bereits ein Teil der Antwort. Sie geben uns Klarheit, lassen uns in die Problematik eindringen. Sie tragen dazu bei, dass wir Dinge nicht aus Routine oder Trägheit wiederholen. Welche Fragen stellen wir uns heute? Wir werden versuchen, in Gruppen die sieben Fragen zu formulieren, die uns heute in unserem Leitungsdienst am stärksten beunruhigen.

5. “Der Heilige Geist wird über dich kommen” (Lk 1,35)

Der Unterschied zwischen Spiritualität und Spiritualismus liegt darin, welche Rolle wir dem Heiligen Geist geben: eine Nebenrolle (im Spiritualismus) oder eine tragende Rolle (in der Spiritualität). Ich erinnere mich an ein Wort des Dominikanertheologen Edward Schillebeecks, das mich zur Zeit meines Theologiestudiums beeindruckt hat: “Der Heilige Geist ersetzt nicht den schuldhaften Mangel an Fähigkeiten.” **Das Kommen des Heiligen Geistes ist kein “Allheilmittel” zur Lösung aller Probleme, denen wir im**

Leitungsdienst begegnen. Vielmehr ist er die Triebkraft der Mission. Lukas, der “marianische” Autor des NT, ist auch der “Evangelist des Heiligen Geistes”. Die Apostelgeschichte könnte auch “Geschichte des Heiligen Geistes” genannt werden.

Als Mitglieder der Generalleitung sollten wir stets daran denken: “Keiner kann sagen, Jesus ist der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet” (1 Kor 12,3b). Derselbe Geist erinnert uns im Laufe der Geschichte an das, was Jesus gesagt hat (vgl. Joh 14,26), und er wird uns in die ganze Wahrheit führen (vgl. Joh 16,12-13). Mit anderen Worten, ohne den Heiligen Geist hört das Ordensleben auf, *memoria Iesu* zu sein und wird einfach nur zum *modus vivendi*, der mehr oder weniger annehmbar ist, je nachdem, welche sozialen Früchte er hervorbringt.

Was bedeutet es in unserem Fall, dass der Heilige Geist über uns kommen wird? Ich glaube, wir können so antworten: **Wir empfangen die Gaben und die Früchte des Geistes, um unsere Sendung zu erfüllen**, und nicht um anderen unseren Gesichtspunkt aufzuzwingen oder unsere persönlichen Projekte zu verfolgen. Wenn wir über die Gaben nachdenken (Weisheit, Verstand, Erkenntnis, Rat, Frömmigkeit, Tapferkeit und Gottesfurcht), bemerken wir, dass sie, obwohl sie allen Christen geschenkt werden, ganz besonders notwendig sind für jene, deren Aufgabe es ist, Entscheidungen zu treffen, zu begleiten, zu trösten etc. Im Rahmen dieser Begegnung sollten wir uns dieses “geistlichen Kapitals” bewusst werden und dankbar dafür sein. Es hilft uns, unserem Dienst aus einer tieferen Perspektive heraus zu begreifen, als Frauen des Glaubens. Von den **Gaben des Heiligen Geistes** ausgehend bringt der Leitungsdienst in den Menschen, mit denen wir das Leben und die Sendung teilen, zweifellos die **Früchte des Heiligen Geistes** hervor: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Sanftmut, Treue, Sanftmut, Selbstbeherrschung und Keuschheit.

6. “Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast” (Lk 1,38)

Wenn man “Ja” sagt zu einer Wahl oder einer Ernennung, weiß man nicht genau, worauf man sich einlässt. In Wirklichkeit sagt man nicht “Ja” zu einem bestimmten Programm in der Ordensleitung. Man sagt auch nicht “Ja” zu einer genauen *Stellenbeschreibung*. Man sagt “Ja” zu Gott und zu seinem Wort. Man sagt: *Hinneni*, da bin ich. Alle “Freunde Gottes” haben es gesagt: Abraham, Mose, Samuel, David etc. Es ist eine Übung absoluten Vertrauens. **Wir glauben, dass der Gott, der uns berufen hat, sein Werk in uns vollenden wird.** Daher führt es gewöhnlich nicht zu guten Ergebnissen, wenn man zu viele Bedingungen stellt.

Ich fordere Sie auf, sich noch einmal den Augenblick vor Augen zu führen, in dem die Vorsitzende Ihres Generalkapitels Sie gefragt hat, ob Sie die Wahl annehmen. Welche Gefühle hatten Sie damals? Falls Sie schon einmal oder mehrmals wiedergewählt wurden: Haben sich Ihre Gefühle verändert? Waren Sie sich bewusst, dass dieses "Ja" im Grunde Ihrem Gehorsamsgelübde entsprang? Die entscheidende Frage lautet nicht: Wo gefällt es mir besser?, sondern: **Was will Gott von mir in diesem Augenblick meiner Geschichte?** Da die Antworten, die wir uns selbst geben, gewöhnlich unter dem Einfluss unserer Interessen, Erwartungen, Ängste etc. stehen, ist es gut, dass Gott durch andere Mittel zu uns spricht. Eines davon ist der Beschluss eines Generalkapitels, nachdem es die Situation seines Instituts sowie das Profil der Personen, die Leitungsaufgaben übernehmen können, untersucht hat.

Wenn man einmal "Ja" gesagt hat, sollte man seine Antwort nicht ständig in Frage stellen. Unsere Brüder und Schwestern haben ein Recht auf Leitungsverantwortliche, die den Dienst mit Freude annehmen und nicht klagen über das Kreuz, das sie auf sich genommen haben, oder ständig die Tragweite und Schwierigkeit ihres Dienstes mit der leichten und angenehmen Tätigkeit anderer vergleichen. **Das "Ja" verlangt auch eine Spiritualität der Annahme der Konsequenzen, der Normalität und der Einfachheit.** Niemandem wird ein Kreuz aufgebürdet, das zu schwer ist als dass er es tragen könnte... mit Gottes Gnade.

Heute wird das "Ja" durch die "gemeinsame Sendung" reguliert. Es geht nicht darum, dass innerhalb der Generalleitung eine (die Generaloberin) bestimmt und die anderen (die Rätinnen) sich darauf beschränken zu gehorchen und ihre Weisungen durchzuführen. **Es geht darum, den Leitungsdienst solidarisch auszuüben.** Auch hier öffnet sich ein neues geistliches Fenster. Ich glaube, man kann sogar von einer **Spiritualität der gemeinsamen Sendung** sprechen. Dazu gehört Folgendes:

- * Die Stimme des Heiligen Geistes in den Meinungen der Mitschwestern zu erkennen, auch wenn diese nicht immer mit dem eigenen Gesichtspunkt übereinstimmen. .
- * Sich zu trauen, die eigene Meinung zum Ausdruck zu bringen, nachdem man darüber gebetet und nachgedacht hat.
- * "Andere Stimmen" in die Ratssitzungen einzuführen: die Stimmen von Laien, mit denen wir zusammenarbeiten, von Hirten, Fachleuten zu verschiedenen Themen etc., damit die Entscheidungsfindung nicht zu einer rein internen und selbstbezogenen Angelegenheit wird.
- * Die Arbeit im Team miteinander zu teilen und gerne das anzunehmen, was

uns anvertraut wird.

- * Kritik zu üben ohne Angst zu haben, das gute Klima zu zerstören.

7. “Maria machte sich auf den Weg und eilte in eine Stadt” (Lk 1,39)

Ich mag diesen Vers des heiligen Lukas, weil er *sine glossa* auf die Arbeit der Mitglieder einer Generalleitung angewandt werden kann. Generaloberinnen und Rätinnen sind ständige Botschafterinnen. **Das Unterwegssein, “sich auf den Weg zu machen”, gehört nicht nur zu ihrer Arbeit, sondern vor allem zu ihrer Spiritualität.** Ihre Wege führen Sie ständig von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Sich oft nach Fiumicino, Ciampino oder Termini zu begeben bedeutet mehr als nur ein Flugzeug oder einen Zug zu nehmen und eine weitere Reise anzutreten. In Wirklichkeit sind Flugplätze und Bahnhöfe Orte, an denen das biblische “Salz der Erde” zum Ausdruck kommt. Sie laden uns ein zu einer unablässigen **Spiritualität des Aufbruchs**. Wer von Ihnen schon lange in der Ordensleitung tätig ist, hat sicher gemerkt dass man versucht, das Gepäck immer mehr zu vereinfachen. Am Anfang erscheint einem alles notwendig: Kleidung, Bücher, Notizen etc. Später lernt man, mit dem zu leben, was wirklich unverzichtbar ist, und vertraut auf die Solidarität der Brüder oder Schwestern vor Ort.

“Sich auf den Weg machen” verlangt auch eine **Spiritualität der Offenheit gegenüber anderen Ländern, Klimazonen, Sprachen, Ethnien, Kulturen etc.** Man könnte sagen, dass man, ohne es zu merken, immer katholischer wird, seinen römischen Zentralismus oder Eurozentrismus korrigiert und erkennt, dass der Heilige Geist schon vor uns an alle Orte gelangt ist. Andererseits kann diese ständige Offenheit manchmal zu physischer oder emotionaler Erschöpfung führen, so dass es notwendig ist, einige Tugenden zu pflegen, die jeder haben sollte, der viel unterwegs ist:

- * *Geduld* im Hinblick auf die Schwierigkeiten einer Reise (von den Problemen bei der Beantragung eines Visums bis hin zu Streichungen und Verspätungen von Flügen oder klimatischen Schwierigkeiten).
- * *Demut*, um sich in einer Sprache auszudrücken, die man nicht beherrscht, Speisen wertzuschätzen, die man nicht mag, die Gastfreundschaft anzunehmen, die einem geboten wird.
- * *Die Fähigkeit zur Überraschung*, um das Gute und Schöne zu entdecken, das unsere Brüder und Schwestern leben und das nicht immer unseren Vorstellungen entspricht.
- * *Die Fähigkeit zuzuhören*, um Sorge zu tragen für das, was die Personen an

den verschiedenen Orten leben, Vorurteile zu überwinden und keine Lösungen aufzuzwingen, ohne die Probleme gemeinsam untersucht zu haben.

- * *Besondere Sensibilität gegenüber der Welt der Armen*, der zahllosen Menschen, die in Krieg, Hunger, Unterernährung, Ausbeutung etc. leben.
- * *Sinn für Humor*, um sich von den Schwierigkeiten nicht überwältigen zu lassen und Türen zu öffnen, die sich auf andere Weise nicht öffnen würden.

Als Maria sich auf den Weg macht, tut sie es *“cum festinatione”*. Unsere Bibel übersetzt es gewöhnlich mit: Sie *“eilte”*. Das hat uns gerade noch gefehlt, um unseren schnellen Lebensstil zu rechtfertigen! Es wäre besser zu sagen: Sie ging *“bereitwillig”* oder *“hurtig”*, also ohne unnötige Verzögerungen, indem sie ihr Herz dem zuwandte, was ihr aufgetragen war. Andererseits bringt Maria auf ihrem Besuch bei Elisabet dieser das Geschenk des *“Friedens”* (*shalom*), der universalen Harmonie: mit sich selbst, mit den anderen, mit der Schöpfung und mit Gott. Außerdem trägt sie in ihrem Leib den *“Fürst des Friedens”*, *“Christus, unseren Frieden”*. Sie ist die *teófora*, die Gottesträgerin. Finden wir hier nicht eine neue Inspiration für unseren geistlichen Weg? **Ein Mitglied der Generalleitung sollte auf seinen Besuchen auch ein *teóforo* oder eine *teófora* sein und das Geschenk des Friedens bringen** – und nicht noch mehr Konflikte hinzufügen zu jenen, denen wir an den einzelnen Orten bereits begegnen.

8. **“Selig ist die, die geglaubt hat” (Lk 1,45)**

Unsere tiefste Erfahrung im Leitungsdienst ist **der Glaube** an den Gott, der bereits vor uns da war, der in den Menschen wirkt, Kulturen schafft, das Leben stützt und mit seinem Geist der Entwicklung des Universums Antrieb schenkt. Am Ende unserer Dienstjahre wird hoffentlich über uns das gesagt werden können, was Elisabet zu Maria sagt: *“Selig ist die, die geglaubt hat, dass sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ”*.

Wir befinden uns mitten im Jahr des Glaubens. Überall gibt es viele verschiedene pastorale Initiativen. Für uns sind alle Jahre *“Jahre des Glaubens”*. Heute stellt sich die Frage: **In welchem Maße hilft uns unser Leitungsdienst, mit mehr Tiefe und Hingabe zu glauben?** Diese Frage lässt keine allgemeingültigen Antworten zu. Wir alle haben unsere persönlichen Erfahrungen, aber ich möchte ein paar Dinge anführen, die vielleicht für alle gelten:

- * Es ist wahrscheinlich, dass die Begegnung mit Schwestern anderer Kulturen und die Offenheit gegenüber verschiedenen Kirchen uns geholfen hat, **unser Gottesbild zu erweitern und einige zu ethnozentrisch oder**

kulturell geprägte Vorstellungen zu korrigieren. Der “stets größere” Gott allein kann “im Geist und in der Wahrheit” angebetet werden. Kein Bild ist ihm gleich. Wir sind stets einer Läuterung unterzogen.

- * Wahrscheinlich hatten wir die Möglichkeit, **über die verschiedenen “Momente” nachzudenken, in denen sich der christliche Glaube auf den verschiedenen Kontinenten befindet:** ein wunderschöner *Tagesanbruch* in Afrika und in einigen Teilen Asiens, ein herrlicher *Mittag* in einem großen Teil Amerikas und Asiens und ein manchmal beunruhigender *Abend* in Europa. Manchmal begegnen wir diesen Phasen auf unserem eigenen Weg. Meinen wir mit “Abend” das Verschwinden oder das Ende einer historischen Form (in der eine starke Symbiose zwischen Kirche und Gesellschaft vorherrscht), durch die vielleicht neue Formen aufscheinen?
- * Wahrscheinlich hat sich **unsere Überzeugung verfestigt, dass das Ordensleben im Grunde ein übergroßes Glaubensleben ist,** und dass wir, wenn der Glaube fehlt oder sehr geschwächt ist, den Problemen, die uns belasten, unmöglich entgegentreten können.
- * Wahrscheinlich haben wir auch **die Zeichen Gottes in zahlreichen menschlichen Erfahrungen entdeckt** und sind in der Haltung des Gehorsams und der Fügsamkeit gewachsen.

9. “Meine Seele preist die Größe des Herrn” (Lk 1,46)

Die Antwort Marias auf das “Kompliment” ihrer Cousine Elisabet ist ein Lobgesang auf Gott. Marias *Magnifikat* offenbart sehr wertvolle Elemente ihres Glaubenslebens und auch unserer marianischen Spiritualität:

- * Die Erfahrung **Gottes als Quell der Freude und der Erfüllung** – und nicht der Entbehrung, wie oft geargwöhnt wird.
- * Die Erfahrung Gottes als **Heilserfahrung oder “Grunderfahrung”**, durch die wir von einem in uns selbst verschlossenen Leben überzugehen zu einem Leben, das auf Gott und den Nächsten ausgerichtet ist.
- * Ein Bild von Gott, der **die ungerechte Welt**, die wir aufgebaut haben, **verwandelt** und die Geringsten besonders liebt.
- * Ein Bild von Gott, der in der Geschichte **seine Treue offenbart** und uns der inmitten des ständigen Wandels der Geschichte absolutes Vertrauen auf seine Treue schenkt.

Wenn wir an unsere geistliche Erfahrung in diesen Jahren denken, erkennen wir unsere Gotteserfahrung darin wieder? Eine gute Übung, vor allem in Zeiten der Prüfung, besteht meines Erachtens darin, unser *Magnifikat* zu schreiben, um uns zu Bewusstsein zu führen, was Gott in uns, in der Kirche

und in der Welt gewirkt hat und was wir durch unseren Dienst bezeugen. Je mehr wir erhalten haben, desto größer ist unser Dank und unser Lobpreis.

10. “Dann kehrte sie nach Hause zurück” (Lk 1,56)

Nach Hause zurückkehren zu können ist wichtig. Wir dürfen die Generalkurie nicht nur als Dienststation betrachten, die uns mit dem versorgt, was wir brauchen, sondern sie muss “unsere” Gemeinschaft sein, der wir Achtung, Information, Zuhören schulden. Ein Ausdruck unserer Spiritualität des Unterwegsseins besteht darin, den anderen Schwestern der Gemeinschaft, die zu Hause geblieben sind, Bericht zu erstatten, ohne ihnen damit zur Last zu fallen oder ihren Lebensraum einzuengen. Ein weiterer Ausdruck besteht darin, den Dienst der Personen anzuerkennen, die uns den Rücken freihalten.

Es gibt jedoch noch **eine radikalere “Rückkehr nach Hause”, die darin besteht, unsere Amtszeit, für die wir gewählt wurden, würdig abzuschließen.** Einige Menschen, die in der Generalleitung tätig sind, sehnen sich nach diesem Augenblick. Der Dienst in der Generalleitung ist für sie eine unerträgliche Belastung. Andere wiederum fallen in eine Art Depression. Sie sind es gewohnt zu reisen, bestimmte Privilegien zu genießen, Entscheidungen zu treffen, konsultiert zu werden, viele E-Mails und Anrufe zu erhalten und so weiter, und verspüren eine große Leere – die manchmal an Depression grenzt –, wenn sie in ihre Heimatprovinz zurückkehren oder zu neuen Zielen aufbrechen müssen. Sie können sich nicht an ein anderes Leben gewöhnen.

Um diese Krise zu vermeiden – die im Grunde darin besteht, die *Rolle*, die wir spielen, zu verwechseln mit der *Person*, die wir sind – sollte man sich rechtzeitig zu Bewusstsein führen, dass der Dienst in der Generalleitung zeitlich begrenzt ist. Außerdem ist es nützlich, all das zu pflegen, was die Rückkehr erleichtert: Kontakt mit den Personen in der Heimatprovinz, Vorbereitung auf einen neuen Dienst etc. Unsere “Rückkehr” kann für die Provinzen, die uns aufnehmen, ein zusätzliches Problem darstellen (manchmal wissen sie nicht, wo sie die “heiligen Kühe” unterbringen sollen) oder auch einen großen Reichtum – je nachdem ob wir bereit sind, die in der Generalleitung gesammelte Erfahrung demütig mit anderen zu teilen und als Frucht dieser Erfahrung große Fügsamkeit zu zeigen, ohne Ansprüche zu stellen, die unangemessen sind für eine Person, die ihr Leben dem Herrn geweiht hat.

Schluss

Wie Sie gesehen haben, war diese “spätweihnachtliche” Begegnung keine Abhandlung über die Spiritualität des Leitungsdienstes. Vielmehr wollte ich nur einige Punkte ansprechen, vom Wort Gottes und seinem Widerhall in

Maria von Nazaret ausgehend. Ich hoffe, dass es ausreichend ist, um unser Gebet und unsere Reflexion voranzubringen. Wir haben jetzt Zeit, in Gruppen über ein paar Dinge zu sprechen:

- * Welche *Fragen* stellen wir uns bei unserer Ausübung des Leitungsdienstes?
- * Welches *Magnifikat* können wir auf der Grundlage unserer Erfahrung im Leitungsdienst schreiben?



DER INTERKULTURELLE LEITUNGSDIENST

Schw. Patricia Murray, IBVM

Schw. Patricia Murray ist Mitglied des Instituts der Sisters of the Blessed Virgin Mary (Loreto-Schwestern). Sie war die erste Executive Director der "Solidarität mit dem Südsudan" – eine neue kongregationenübergreifende Missionsinitiative, mit 250 Ordensgemeinschaften aus verschiedenen Ländern.

Sr. Pat präsentiert diese Konferenz zur UISG Vollversammlung in Rom im Mai 2013.

Original Englisch

Mein heutiger kurzer Beitrag über den *interkulturellen Leitungsdienst* – in sich selbst ein enormes Thema – stützt sich auf meine persönlichen Erfahrungen, Studien und Reflexionen, die ich während meiner Arbeit in zwei verschiedenen Bereichen machen konnte: zunächst als Mitglied der Generalleitung einer internationalen Kongregation und gegenwärtig als Geschäftsführerin von "Solidarität mit dem Südsudan" – eine neue kongregationenübergreifende Missionsinitiative, in der 33 Ordensfrauen und Ordensmänner aus 21 Kongregationen und 20 verschiedenen Kulturen tätig sind. Viele der hier anwesenden Kongregationen unterstützen "Solidarität mit dem Südsudan" finanziell und durch Personal. Im Namen der Präsidentin, Sr. Elizabeth Hardigan RNDM, und dem Vorstand von "Solidarität mit dem Südsudan" möchte ich für diese wundervolle Unterstützung meinen aufrichtigsten Dank zum Ausdruck bringen.

Sowohl meine Kongregation als auch die Initiative "Solidarität mit dem Südsudan" stehen interkulturellen Herausforderungen gegenüber, auf der Ebene des Gemeinschaftslebens wie auch ihrer Mission.¹ In beiden Bereichen wird die Notwendigkeit deutlich, dass Leitungskräfte und Mitglieder die Bedeutung der Kultur und die Dynamiken der interkulturellen Kommunikation verstehen, um Gemeinschaft aufzubauen. Einige von Ihnen – das gilt nicht für meine Kongregation – mögen versucht sein, sich zurückzulehnen und zu sagen wir kommen alle aus derselben Kultur. Von meiner Erfahrung her habe ich erkannt, dass wir örtliche Subkulturen zu wenig zur Kenntnis nehmen – verschiedene "Identitäten", die unentdeckt unter einer nationalen politischen Identität liegen können. Außerdem wird die Kultur der Kongregation oft dazu benutzt, Unterschiede zu verdecken statt sie freudig zu zeigen.

Was ich Ihnen heute mitteile, kommt aus meinen Schritten auf meinem eigenen interkulturellen Weg heraus. Ich habe gelernt, dass die Achtung einer jeden Kultur vor allem eine Frage der Gerechtigkeit ist, wo es um "rechte Beziehungen" und "menschliche Reife" geht. Aus verschiedenen Gründen ist erst in jüngerer Zeit deutlich geworden, wie wichtig es ist, die kulturelle Dimension des Ordenslebens anzuerkennen. In einigen Fällen ist diese Erkenntnis gewachsen, als man die Verletzungen erkannt hat, die in der Vergangenheit zugefügt wurden, wenn die "Gründungs- oder Sendungskultur" einer Kongregation – trotz guter missionarischer Absichten – beherrschend wurde und ihr das fehlte, was jemand als "die Demut, sich einer anderen Kultur als der eigenen zu unterwerfen" bezeichnet hat.² In anderen Situationen hat der Anwachs von Mitgliedern aus neuen Kulturen zusammen mit dem Rückgang der Berufungen aus den traditionellen Mutterländern der Kongregationen das Gesicht der Kongregation verändert. Auch unser globaler Lebensstil und die vereinfachten Transportmöglichkeiten haben dazu beigetragen, dass viel mehr Gemeinschaften – wie jene, die an der Initiative "Solidarität mit dem Südsudan" beteiligt sind – zunehmend multikulturell geworden sind durch Mitglieder, die aus einem weiten Spektrum an Kulturen stammen. Donald S. McGavran spricht von einer „üppigen menschlichen Vielfalt“ in der Menschheitsfamilie, und das gilt auch für Ordensgemeinschaften. Andere bezeichnen dieses Phänomen als „verwirrende Vielfalt“³, und Sr. Mary Chin RSM spricht vom „Labyrinth der Kulturen im Ordensleben“⁴. Wie kann man nun inmitten dieser zunehmenden Vielfalt den Leitungsdienst ausüben?

Um in der Lage zu sein, den Schwestern zu helfen, kulturelle Unterschiede zu achten und sie freudig zu zeigen, müssen die Ordensleiterinnen die Bedeutung der Kultur für die einzelnen Mitglieder verstehen. Wenn wir mit einer bestimmten Kultur vertraut sind, glauben wir oft, sie zu verstehen. Ich bin immer wieder erstaunt über die vielen Ebenen und Schichten, die zutage treten, wenn es darum geht, irgendeine Kultur zu verstehen, auch meine eigene – es ist als würde man eine Zwiebel häuten. Kultur ist alles, was eine große Gruppe von Menschen einzigartig macht. Sie ist vergleichbar mit der Luft, die wir atmen: Wir nehmen sie nur dann wirklich wahr, wenn sie nicht mehr da ist. Kultur wird verstanden als ein „Zusammenspiel von Normen, nach denen die Dinge in einer bestimmten Gesellschaft, einem Land oder einer Organisation gemacht werden oder einfach „sind““.⁵ Harris und Moran haben zehn kulturelle Kategorien aufgezeigt, die (globale) Führungskräfte in Bezug auf die Kultur verstehen sollten: Bewusstsein für sich selbst und den eigenen Lebensraum, Kleidung und Erscheinungsbild, Zeit und Zeitverständnis, Werte und Normen, Denkvorgänge und Lernprozesse, Kommunikation und Sprache, Nahrung und Essgewohnheiten, Beziehungen, Glaube und sowie Arbeitsgewohnheiten und Praktiken.

Ein kurzer Blick auf diese Liste zeigt viele Bereiche auf, in denen

Meinungsverschiedenheiten innerhalb von Ordensgemeinschaften bestehen. Fragen wie: „Welche Kleidung ist angemessen?“, „welches Essen soll in einer multikulturellen Gemeinschaft auf den Tisch kommen?“, „warum werden Entscheidungen auf eine bestimmte Art gefällt?“, „nach welchen Kriterien werden Personen ausgewählt?“ machen die Notwendigkeit deutlich, die vielen Formen zu erkennen, in denen die Kultur das tägliche Leben beeinflusst. Manchmal merken wir gar nicht, wie sehr die Kultur unser Gemeinschaftsleben beeinflusst. Wenn wir in einer internationalen Gemeinschaft Schwestern bitten, sich freiwillig für Komitees zu melden, dann sind durch diese Vorgehensweise jene Schwestern im Vorteil, die aus individualistischen oder „Ich“-Kulturen stammen – aus Kulturen, sich auf der Grundlage ihrer persönlichen Einzigartigkeit identifizieren. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Schwestern aus kollektivistischen oder „Wir“-Kulturen sich selten freiwillig melden, da in ihrer Kultur die Gemeinschaft über die Person bestimmt.

In der Ordensgemeinschaft muss es Gelegenheit geben für ein aufrichtiges Gespräch in einer sicheren Umgebung über kulturelle Unterschiede und ihre Auswirkungen. Ordensleiterinnen können deutlich machen, dass die Gemeinschaft einen solchen Prozess durchmachen muss. In einer solchen sicheren Umgebung haben einige Schwestern folgende Erfahrungen mitgeteilt:

Viele sagen, dass es ein großes Privileg ist, Erfahrungen mit einer oder mehreren Kulturen außerhalb ihrer eigenen machen zu können. Eine Schwester sagte: „Ich habe das Gefühl, ein reiches Festmahl gekostet zu haben, das von Schwestern der globalen Gemeinschaft angerichtet ist ... und ich werde nie mehr dieselbe sein.“ Einige sprachen über die Erfahrung ... als Gelegenheit zur persönlichen Veränderung; über die Herausforderung, Lernende zu werden und wie ein Kind geführt zu werden; eigene Vorurteile und Klischees zu entdecken ... vielen brachten ihre Wertschätzung zum Ausdruck über die Kultur, in denen sie leben und dienen.

Aber es gab auch andere Stimmen:

Eine Schwester aus einer Einwandererfamilie sagte: „Die meisten in meiner Gemeinschaft nehmen mich sehr freundlich auf, aber einige tun sich sehr schwer, mich zu akzeptieren wegen meiner Art, Englisch zu sprechen, und meiner Kultur. Ich bemühe mich sehr stark, wie sie zu sprechen, aber meiner Zunge gelingt das nicht.“

Eine afrikanische Schwester, die in einer vorwiegend europäischen Gemeinschaft lebte, sagte: „Wenn andere sagen: ‚Ich sehe keine Hautfarbe‘, dann ist das gut gemeint, aber es hilft mir nicht, denn meine Hautfarbe ist ein wesentlicher Teil von mir.“

Eine andere Schwester sagte: „Es ist schwer, in einer stammes- und rassenübergreifenden Gemeinschaft zu leben. Man kann den Inhalt nicht erkennen

solange man nicht den Löffel in den Topf steckt und daraus kostet.“

Eine Schwester, die weit entfernt von ihrer Heimatkultur lebte, sagte: „Ich fürchte, meine Identität zu verlieren, und ich besuche regelmäßig einen älteren Herrn als Vorwand für meine Sehnsucht, meine Muttersprache zu hören und zu sprechen.“

Schließlich teilte eine Schwester mit, wie sehr es sie verletze, wenn Mitglieder der Gemeinschaft, die aus anderen Kulturen kommen, Aspekte ihrer Kultur kritisierten oder sich darüber lustig machten. Sie sagte: „Ja, wir arbeiten gemeinsam, sprechen in der Verkleinerungsform, und unsere Lieblingsfarbe ist schwarz. Wir glauben an den bösen Blick, Seelen, schwarze Magie, verzauberte Orte, Ahnen, Träume und Vorwarnungen.“

Viele dieser persönlichen Empfindungen wären wohl nie ausgesprochen worden, wenn keine Gelegenheit geschaffen worden wäre, um darüber zu sprechen.

Der Missiologe Aylward Shorter lädt uns ein, unseren interkulturellen Lernprozess damit zu beginnen, zunächst einmal „an den positiven Charakter anderer Kulturen“ zu glauben und dann „den Wunsch, von ihnen bereichert zu werden“ aktiv zu nähren. Er sagt: „Wir müssen Menschen aus anderen Kulturen annehmen und ihnen (unser) vorbehaltloses Vertrauen schenken“. ⁶ Die Kultur einer anderen Person zu verstehen und zu achten bedeutet, ihre Identität zu bestätigen und ihre Würde anzuerkennen. Wenn gegenseitige Achtung und gegenseitiges Verständnis gepflegt werden, dann trägt das dazu bei, Vertrauen und Offenheit aufzubauen und unterstützt die interkulturelle Kommunikation zwischen Personen und Gruppen. Das wiederum macht es einfacher für den Einzelnen, bereit zu sein, offener über kulturelle Grenzen hinweg miteinander umzugehen. Als Ordensleiterinnen und Ordensmitglieder müssen wir bereit sein, nicht nur die gesprochene Sprache des anderen zu erlernen, sondern auch die kulturellen Zeichen und Symbole und ihre Bedeutung zu erkennen – bekanntlich hat Kopfschütteln nicht in allen Kulturen dieselbe Bedeutung!

Das kulturelle Rahmenwerk, das ich gleich vorstellen werde, hat mir in den letzten Jahren geholfen, kulturelle Unterschiede zu verstehen und anzuerkennen. ⁷ Das Studium dieses oder eines anderen Rahmenwerkes sollte zum festen Bestandteil der anfänglichen Ausbildung und ständigen Weiterbildung werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass in interkulturellen Gemeinschaften viele Missverständnisse auftreten, weil den Mitgliedern das Grundwissen fehlt, um die Kommunikation oder das Verhalten eines Menschen aus einer anderen Kultur zu verstehen und zu interpretieren. Zur kulturellen Grundwissen gehört *das Verständnis der Normen und Kommunikationsregeln anderer Kulturen*, um das Verhalten von Menschen aus einer anderen Kultur richtig zu interpretieren. Ein solches Wissen mildert auch die Angst, die oft bei Person vorhanden ist, die

in ein neues kulturelles Umfeld kommen oder in eine interkulturelle Gemeinschaft eintreten. Aus Studien geht hervor, dass das kulturelle Bewusstsein meist auf der Grundlage der Methode „Trial-and-Error“ – Versuch und Irrtum – entsteht statt durch ein ernsthaftes Studium der Kultur. Dieselben Studien belegen, dass das ungenaue Wissen auf der Grundlage der „Trial-and-Error-Methode“ oft zu negativen Folgen führt.

Bei den ersten acht Punkten des kulturellen Rahmenwerks geht es um einige entscheidende Vorstellungen, Gefühle und Werte, die Kulturen voneinander unterscheiden. Sie gehen aus der Arbeit vieler Kulturanthropologen und Experten im interkulturellen Bereich hervor, darunter Geert Hofstede. Er wurde von dem internationalen Unternehmen IBM beauftragt, wichtige Kulturmerkmale zu ermitteln, die von internationalen Managern in Führungspositionen in einer neuen Kultur berücksichtigt werden sollten. Wenn internationale Unternehmen die Kultur ernstnehmen, dann müssen wir das auch tun.

Punkt 1 hebt die Rolle hervor, die das Umfeld in der Kommunikation spielt – Elemente wie Körpersprache, Schweigen, Gesichtsausdruck haben in verschiedenen Kulturen unterschiedliche Bedeutungsebenen.

Bei Punkt 2 geht es darum, wie Menschen sich selbst und ihre Beziehung zu anderen wahrnehmen – wir sprechen oft über „Ich“-Kulturen und „Wir“-Kulturen.

Punkt 3 macht deutlich, wie Macht und Leitungsdienst in den Kulturen verteilt sind – ob die Menschen sich gleich oder ungleich fühlen.

Bei Punkt 4 geht es darum, wie sicher oder unsicher eine Person im Umgang mit ungewissen oder unbekanntem Situationen ist.

Punkt 5 ist darauf ausgerichtet, ob eine Kultur den Nachdruck mehr auf das *Sein* oder auf das *Tun* legt.

Die Punkte 6 und 7 befassen sich mit den verschiedenen Funktionen der Zeit in einer Kultur – steht Kurzfristigkeit oder Langfristigkeit im Mittelpunkt? Wird die Zeit als „Uhrzeit“ betrachtet, die genau gemessen werden muss, oder als „Zeit in Fülle“?

Bei Punkt 8 schließlich geht es darum, wie Menschen sich im Raum und in der Beziehung zu anderen orientieren.

1. Wer sind wir? Die wichtige oder weniger wichtige Rolle des Umfeld in einer Kultur
2. Wer bin ich? Individuelle und kollektivistische Kulturen
3. Wer ist tonangebend? Kulturen mit großer oder kleiner Distanz zur Macht
4. Wie gehen wir mit Ungewissheit um? In welchem Grad wird Ungewissheit vermieden?
5. Tun oder Sein: Männliche oder weibliche Züge in einer Kultur

6. Zeitorientierung: Langfristigkeit oder Kurzfristigkeit
7. Zeitorientierung: Linear oder kreisförmig
8. Raumorientierung: Nah oder fern
9. In der Ordensausbildung über Kulturen lernen

Das Studium dieser acht Punkte hat mir bei der interkulturellen Kommunikation geholfen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ich habe gelernt, dass in einer Kultur, in der das Umfeld eine große Rolle spielt, bei der Kommunikation der größte Teil der Information entweder im physischen Umfeld stattfindet oder von der Person verinnerlicht wurde, während sehr wenig tatsächlich ausgesprochen wird.⁸ In einer Kultur dagegen, in der das Umfeld eine geringere Rolle spielt, findet die Kommunikation hauptsächlich durch Worte statt, und die wörtliche Mitteilung ist gut durchdacht, hochspezifisch und detailliert.⁹ Ich habe Folgendes bemerkt: Wenn eine Person aus einer Kultur, in der das Umfeld eine große Rolle spielt, etwas mitteilt, das in ihrem Kopf vorgeht, dann erwartet sie von mir als Hörender, dass ich weiß, was sie stört; sie wird es daher nicht genau erklären. Stattdessen wird sie kreisförmig sprechen, das Thema immer wieder umkreisen und alle Puzzleteile liefern außer dem letzten, zentralen Stück. Meine Rolle als Hörende besteht darin, dieses letzte Puzzlestück einzufügen, um zu interpretieren, was tatsächlich mitgeteilt wurde.

Der neunte Punkt nimmt Bezug auf die Arbeit des Franziskaners David B. Couturier OFM und der Sister of Mercy Marie Chin. Sie haben sehr ausführlich über die verschiedenen Kulturen der Ordensausbildung geschrieben, die die Identität der Mitglieder der einzelnen Kongregationen geprägt haben. Sie weisen darauf hin, dass Ausbildungsprogramme als kultureller Überbau gedient haben oder auch als „Erklärungsmodelle“¹⁰, die der katholischen Welt – und der Rolle der Kongregation in der Kirche und in der Welt – einen Sinn verleihen. Sie benennen acht verschiedene Kulturen der Ordensausbildung

- (i) Essentialistisch, (ii) existenzialistisch, (iii) Sozialisierung, (iv) behavioristisch, (v) neu-essentialistisch, (vi) Befreiung, (vii) professionell, (viii) feministisch

Die Schriften von Couturier und Chin sind leicht zu erwerben, und in meinem heutigen Vortrag habe ich keine Zeit, diese verschiedenen Kulturen der Ordensausbildung zu erläutern. Ich erwähne sie hier nur, um zu betonen, dass wir verstehen und zu akzeptieren müssen, dass verschiedene Ansätze in der Ordensausbildung die einzelnen Personen in unseren Kongregationen unterschiedlich geprägt und eine Vielfalt an Kulturen geschaffen haben. Die verschiedenen Kulturen der Ordensausbildung treten in entscheidenden Aspekten des kulturellen Systems unserer Kongregation sichtbar zutage:¹¹ in Glaubenssätzen, Ritualen, Artefakten und Affekten. Marie Chin sagt Folgendes über den Einfluss dieser verschiedenen Kulturen der Ordensausbildung:

Es ist alles sehr komplex. Sie stehen zueinander in Wechselwirkung, überschneiden sich, stimmen miteinander überein und stehen oft im Widerspruch zueinander ... Jede dieser Kulturen folgt einem bestimmten in sich geschlossenen Raster an Glaubenssätzen und Bedeutungen – von Leitungsdienst und Gemeinschaft zum Beispiel – und jede Kultur hat Werkzeuge, um diese Bedeutung voranzutreiben und aufzuwerten. Jede hat ihre Theologie, Spiritualität, Gebetsformen, Rituale und Sprache, die ihre Weltanschauung, ihre Werte etc. zum Ausdruck bringen.¹²

Es kann eine starke emotionale Bindung an die verschiedenen Positionen geben, die vertreten werden. Das kann einen Menschen daran hindern, eine andere Perspektive zu hören, und kann dazu dienen, das zu bekräftigen, was er hören oder sehen will, unabhängig davon, ob dies wirklich zum Ausdruck gebracht wurde. Chin weist darauf hin, dass „auf dieser emotionalen Ebene Widerstand und Feindseligkeit die Oberhand gewinnen oder Akzeptanz und Achtung des Andersseins und der Unterschiede sich entwickeln und Umkehr und Verwandlung stattfinden können.“¹³ Bei „Solidarität mit dem Südsudan“ war es eine große Herausforderung, eine Gemeinschaft aufzubauen, deren Mitglieder aus verschiedenen Kongregationen, verschiedenen Kulturen der Ordensausbildung sowie verschiedenen nationalen oder regionalen Kulturen stammen. Viel Verständnis und Verhandlung war zum Beispiel nötig, um über die Form des gemeinschaftlichen Gebets zu entscheiden, das natürlich beeinflusst ist vom Charisma der einzelnen Kongregation und der Kultur der Ordensausbildung. Es war daher für jede Ordensperson wichtig zu verstehen, wie bestimmte Prozesse der Ordensausbildung die einzelnen Mitglieder geprägt haben, um zu verstehen, dass andere auch innerhalb einer Kongregation die Wirklichkeit anders interpretieren und in der Welt sehr unterschiedlich handeln können.

Eine multikulturelle internationale Person werden

Ziel einer Ordensleiterin ist es, eine Person zu werden, die alle Kulturen achtet; eine Person, die Unterschiede schätzt und letztlich in der Lage ist, ständig zwischen verschiedenen Welten zu vermitteln. Wir kommen immer mehr zu der Erkenntnis, dass homogene Kulturen in der heutigen Welt relativ selten sind. Einige benutzen den Ausdruck „multikulturell“, um eine Person zu beschreiben, die in der weiteren Welt zu Hause ist; andere gebrauchen Ausdrücke wie „universale Person“ oder „interkulturelle oder internationale Person“.¹⁴ Man könnte vielleicht so beschreiben, was geschieht, wenn eine Person sich in einer anderen Kultur wohlfühlt:

Ich bin jetzt in der Lage, beide Kulturen sowohl objektiv als auch subjektiv zu betrachten; ich bin jetzt in der Lage, mich in beiden Kulturen zu bewegen, hin und her, offensichtlich ohne jeglichen Konflikt ... Ich glaube, dass etwas

geschehen ist, das die Summe jeder kulturellen Identifikation übersteigt, etwas, das mit dem Begriff „Synergie“ vergleichbar ist: Wenn man 1 plus 1 zusammenzählt, erhält man 3 oder ein wenig mehr. Dieses Extra ist nicht kulturspezifisch, sondern etwas ganz Einzigartiges, wohl das Erscheinen eines neuen Attributs oder eines neuen Selbstbewusstseins, das aus dem Bewusstsein um das relative Wesen der Werte und aus dem universalen Aspekt der menschlichen Natur heraus entstanden ist.¹⁵

Eine Spiritualität, die den interkulturellen Weg unterstützt

Der Prozess zur Erlangung einer interkulturellen Identität, in dem man sich von einer spezifischen Kultur entfernt und lernt, sich mit mehr als nur einer Kultur und schließlich mit der ganzen Menschheit zu identifizieren, ist ein Wandlungsprozess. Die folgende theologische Perspektive hat mir auf meinem interkulturellen Weg geholfen. Der asiatische Theologe Pater C. Phan sagt, dass die Entwicklung einer interkulturellen Identität auf dem gründet, was er als den Zustand der „*Marginalität*“ beschreibt. Dies geschieht, wenn eine Person in der Lage ist, sicher zwischen zwei verschiedenen Welten zu stehen, wobei sie oft ein starkes Gefühl der Deplatzierung, der Einsamkeit, des Selbstzweifels, der Isolierung und der Ruhelosigkeit überkommt. Peter C. Phan zufolge ist *Marginalität* die Fähigkeit, in dem zu leben, was er als „Dazwischen“ bezeichnet.¹⁶ Wir können eine solche Erfahrung machen, wenn wir in einem politischen, sozialen, kulturellen oder sprachlichen Umfeld leben, das nicht unser eigenes ist. Diese Erfahrung machen gewöhnlich auch die Menschen und Gruppen, die am Rand leben – in einem Außen- oder Grenzgebiet.

Jesus, die marginale Person

Unser Wachstum als interkulturelle Personen wird getragen durch das Vorbild Christi, der wirklich die marginale Person schlechthin war. Der heilige Paulus sagt, dass Jesus sich seiner Gottheit zu einem neuen Seinszustand übergeht:

...Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich ...¹⁷

Innerhalb seiner Gesellschaft war Jesus auch für sein eigenes Volk ein Fremder. Der Hebräerbrief bringt diesen Zustand folgendermaßen zum Ausdruck:

„Deshalb hat auch Jesus, um durch sein eigenes Blut das Volk zu heiligen, außerhalb des Tores gelitten. Lasst uns also zu ihm vor das Lager hinausziehen und seine Schmach auf uns nehmen.“¹⁸

Das Lebensvorbild Jesu ruft einen jeden von uns auf, wie er vor das Lager hinauszuziehen, um bei denen zu sein, die anders sind, um Fremden und Außenstehenden zu begegnen. Er war Gott und Mensch zugleich; er kam aus seinem Volk und war dennoch ein Außenseiter. Jesus lebte das „Dazwischen“ –

in verschiedenen Welten und verschiedenen Wirklichkeiten. Er gehörte zu beiden und lebte dennoch zwischen beiden. Er war die marginale Person, die alle Mauern niederriß zwischen Juden und Heiden, zwischen Männern und Frauen, zwischen Sklaven und Freien. Er war der Versöhner, der sich zwischen zwei und mehr Welten und auch innerhalb einer jeden Welt bewegen konnte. Er war der, der mitten im Bruch stehen konnte.

*Vita Consecrata*¹⁹ sagt uns, dass das geweihte Leben im Wesentlichen ein Zeichen der Gemeinschaft ist, das die Kirche für die Menschheit sichtbar macht. Die relativ junge Erkenntnis, dass die Kirche eine Gemeinschaft der Kulturen ist, bedeutet, dass die Kongregationen eine gute Ausgangslage haben, um Zeugnis zu geben von dieser Gemeinschaft und Gegenseitigkeit. Unsere multikulturellen Ordensgemeinschaften und Arbeitsbereiche und unser Wunsch, interkulturelle Personen zu werden sind ein prophetisches Zeugnis in einer Welt, die gespalten ist durch Unterschiede in Hautfarbe, Ethnien und Kulturen. Dies ist ein besonders starkes Zeugnis im Südsudan, wo Einheimische die Mitglieder der Gemeinschaften von „Solidarität“ oft fragen: „Wie können Menschen so verschiedener Herkunft zusammenleben?“ Unser Zeugnis als Ordensleute für die Gemeinschaft wird noch glaubwürdiger sein, wenn wir uns darum bemühen, stets im Verständnis und in der Wertschätzung unserer kulturellen Unterschiede zu wachsen, und versuchen, uns über diese üppige Vielfalt zu freuen.

Die Frage, der die politisch Verantwortlichen in der heutigen Welt gegenüberstehen, lautet: „Wie können wir Ost und West, Süd und Nord in eine globale Gemeinschaft zusammenführen?“ Für uns Ordensleiterinnen lautet die Frage: „Welche Rolle können die Kongregationen bei einem solchen globalen Unternehmen spielen?“ Weltliche Autoren gebrauchen Ausdrücke wie „weltumfassende Kultur“ und „globales Bewusstsein“, um eine Sichtweise zum Ausdruck zu bringen, die über alle nationalen oder kulturellen Interessen hinausgeht und die ganze Menschheit einschließt.²⁰ Religiöse Autoren gebrauchen Begriffe wie „globale Solidarität“, „Verwandlung von Kultur und Gesellschaft“ und „interreligiöser und interkultureller Dialog“, um diese Wirklichkeit zum Ausdruck zu bringen, die immer mehr zutage tritt. Ihre Bemühungen als Ordensleiterinnen, den Mitgliedern Ihrer Kongregationen zu helfen, über ihre kulturelle Bedingtheit hinauszuwachsen und einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung dieser Welt, in der alle voneinander abhängig sind, zu leisten, sind äußerst wichtig. Wenn wir als Ordensfrauen uns in diese Richtung bewegen können, dann haben wir einer gespaltenen und zersplitterten Welt ein wichtiges und glaubwürdiges Zeugnis zu bieten.

Wir wollen immer mehr über die reiche, üppige Vielfalt der Kulturen lernen, die wir in unseren Gemeinschaften und an den Orten, an denen wir dienen, finden und uns sie stets freudig zum Ausdruck bringen. Und mit den Worten des irischen Dichters John O'Donoghue wollen wir immer mehr in der

Erkenntnis wachsen, dass ...

... unsere Freunde einst Fremde waren. Irgendwie sind sie zu einer bestimmten Zeit in unser Leben hineingetreten. Ihre Ankunft erschien rein zufällig und ganz unvorhergesehen. Jetzt ist unser Leben ohne sie nicht mehr vorstellbar.

- ¹ Das IBVM hat wie viele Kongregationen Mitglieder aus vielen verschiedenen Kulturen und Subkulturen auf allen fünf Kontinenten.
- ² Shorter, *Celibacy and African Culture* (Nairobi: Paulist Press, 1998), 13.
- ³ Thomas Menampampil, SDB, *Cultures: In the Context of Sharing the Gospel*(Mumbai: St. Paul's Press, 2002), 16.
- ⁴ Marie Chin RSM, "Towards a New Understanding of Cultural Encounter in Our Communities" in *Horizon*, Winter 2003, 16.
- ⁵ Ingmar Torbjörn, "Cultural Barriers as a Social Construct: An Empirical Validation" in Young Yun Kim and William Gudykunst ed., *Cross Cultural Adaptation: Current Approaches* (Newbury Park, California: Sage Publications, 1988), 48.
- ⁶ Aylward Shorter, *Celibacy and African Culture*, 13.
- ⁷ Dieses Rahmenwerk ist eine Mischung aus den Werken von Edward Hall (Punkte 1, 7 &8); Geert Hofstede (Punkte 2,3,4 &5); Geert Hofstede und Michael Harris Bond (Punkt 6); David Courturier, Marie Chin (Punkt 9).
- ⁸ Edward T. Hall, *Beyond Culture* (Garden City N.Y.: Anchor Press, 1976) 91.
- ⁹ Fred E. Jandt, *Intercultural Communication: An Introduction* (Thousand Oaks: Sage Publications, 2001), 220.
- ¹⁰ David B.Couturier OFM Cap, "At Odds With Ourselves: Polarization and the Learning Cultures of Priesthood," in *The Seminary Journal*, December 2003, 1.
- ¹¹ **Glaubenssätze:** ein gemeinsame Auffassung von den Dingen und ihrer Beschaffenheit; **Rituale:** Handlungsmuster; **Artefakte:** bestimmte Werkzeuge und Instrumente zum Handeln; **Affekt:** Gefühlsmuster, die angemessenes Verhalten steuern.
- ¹² Chin, "Towards a New Understanding of Cultural Encounter in Our Communities," 16.
- ¹³ Ebd.
- ¹⁴ Tagore und Walsh.
- ¹⁵ M. Yoshikawa, "Some Japanese and American Cultural Characteristics" in M. Prosser Hrg., *The Cultural Dialogue: An Introduction to Intercultural Communication* (Boston: Houghton Mills, 1978), 220.
- ¹⁶ Peter C. Phan, "Betwixt and Between: Doing Theology with Memory and Imagination" in *Journeys at the Margins: Towards an Autobiographical Theology in American-Asian Perspectives*, Hrg.. Peter C. Phan und Jung Young Lee(Collegeville, Minnesota, The Liturgical Press, 1999), 113.
- ¹⁷ Phil. 2,6–8a.
- ¹⁸ Hebr 13,12–13.
- ¹⁹ Johannes Paul II., *Vita Consecrata*, 42.
- ²⁰ Thompson (1973); Elgin (1983) und Northrop (The Meeting of East and West-1946) erwähnt in Fred E. Jandt, *Intercultural Communication: An Introduction* (Thousand Oaks: Sage Publications, 2001).

INTERVIEW MIT SR. CARMEN SAMMUT

Schw Carmen Sammut, Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika (MSOLA)

Präsidentin der UISG.

Original Französisch

I Sr. Carmen, du hast 28 Jahre lang als Missionarin in Afrika gelebt. Wie hältst du seit deiner Wahl zur Generaloberin deinen missionarischen Geist lebendig? Welcher Aspekt deiner Arbeit an der Basis fehlt dir in deinem gegenwärtigen Dienst am meisten und welcher hilft dir dabei?

Ich glaube, mein missionarischer Geist geht weit hinaus über den Ort, an dem ich lebe. Ich bin von den im Kapitel versammelten Schwestern nach Rom gesandt worden und lebe die mir anvertraute Verantwortung als Mission. In den Evangelien hat Jesus jene, die er erwählt hat, zunächst zu sich gerufen, und sie sind seine Jünger geworden bevor sie Missionare wurden. Was mir hilft, die Flamme lebendig zu erhalten, ist meine Vertrautheit mit Jesus im Gebet und im Handeln. Außerdem habe ich in den letzten beiden Jahren 19 Länder besucht, in denen es Gemeinschaften unseres Ordens gibt. Ich freue mich wirklich zu sehen, dass unsere jungen Schwestern in Afrika in ihrem Apostolat große Verantwortung tragen. Ich habe auch die älteren Schwestern in unseren Häusern in Europa, Kanada und den Vereinigten Staaten gesehen, die weiterhin ihre missionarische Berufung leben, indem sie allen entgegengehen, die ein Wort, ein Lächeln brauchen, und versuchen, kreativ zu sein, um den Bedürfnissen ihres neuen Umfeldes ganz einfach entgegenzukommen. Auf diesen Besuchen berühre ich die Armut und das ‚Wehklagen‘ dieses Umfeldes und lassen mich von ihnen berühren. Und gemeinsam mit den Schwestern denke ich darüber nach, wie wir Antworten und Hilfen geben können.

Was mir fehlt, sind meine muslimischen Freundinnen und Freunde in Tunesien und Algerien, die Möglichkeit, zu ihnen zu gehen, uns gegenseitig zu Hause zu besuchen, über alles zu sprechen, was das Leben, den Tod, die Ausbildung der Kinder, den Wunsch nach einer gerechteren und brüderlicheren

Gesellschaft betrifft. Ich habe viel von ihnen gelernt über den Wert des Lebens, über Versöhnung, über den Glauben an einen barmherzigen Gott. Mein Gottes- und Menschenbild hat sich erweitert. Diese Erfahrung hilft mir, über meine Grenzen, meine Vorurteile und meine ersten Eindrücke hinweg auf Gott zu vertrauen, um in mir und in den anderen das Beste zu erkennen und zum Vorschein zu bringen, um die Kreativität zu fördern durch einen Prozess der Entscheidungsfindung.

2) Viele Jahre lang hat deine Kongregation, die Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika, keine afrikanischen Berufungen aufgenommen, sondern die Gründung einheimischer afrikanischer Kongregationen unterstützt und sie in ihrer Ausbildung begleitet. Kannst du uns etwas dazu sagen, warum diese Entscheidung getroffen wurde und welche Erfahrungen damit gemacht worden sind?

Unsere Kongregation entstand 1869 in Nordafrika, in Algerien, für Afrika. Unsere ersten Schwestern sind 1888 in das subsaharische Afrika gegangen. Die Missionare von Afrika, unsere Brüder, sind kurz vorher aufgebrochen. Wir haben gemeinsam für die Evangelisierung dieser Völker gearbeitet, durch die Pastoral der Katechese sowie durch die Pastoral im Schul- und Gesundheitswesen. Schon nach wenigen Jahren baten einige junge Frauen in Tansania darum, Ordensschwestern zu werden. Die Ortskirche war gerade im Aufbau begriffen. Wir wollten ihnen daher helfen, sich in einem dem Land angemessenen Ordensleben zu organisieren. 1903 entstand die erste Kongregation, zu deren Gründung wir beigetragen haben: die „Schwestern Unserer Lieben Frau Königin von Afrika“. Danach haben wir bis 1972 an der Gründung von 21 Kongregationen in elf afrikanischen Ländern mitgewirkt. Und wir begleiten diese Kongregationen auch weiterhin in verschiedener Form. Einige von ihnen sind inzwischen multikulturell und missionarisch geworden und über die eigenen Grenzen hinausgegangen. Andere haben ihrerseits zur Gründung und Ausbildung anderer Kongregationen beigetragen. Wir sind sehr stolz auf all diese mutigen Frauen.

Im Mai 2013 hatten wir eine Begegnung mit den Generaloberinnen dieser Kongregationen; wir bewegen uns jetzt auf eine stärkere Zusammenarbeit miteinander zu. Wir alle sind uns bewusst, dass ein gemeinsamer Geist uns verbindet. Wir wollen uns öfter treffen und über gemeinsame Aktivitäten nachdenken, um auf den Bedürfnissen entgegenzukommen, die mit dem Sinn für Gerechtigkeit verbunden sind. Die Zukunft ist noch offen.

Nach einigen Jahren haben wir auch afrikanische Berufungen bei uns aufgenommen, in unsere multikulturelle und missionarische Kongregation, weil dies auch dem Wunsch einiger junger Frauen entspricht – in einer Zeit, in der die Situation der Ortskirchen nicht mehr dieselbe ist wie am Anfang und zur Zeit der

Evangelisierung.

3) Nach der Vollversammlung 2013 bist du zur Präsidentin des Leitungsgremiums der UISG gewählt worden, was die Aufgabe hat, die Einheit und Tätigkeit von rund 2000 Ordensoberinnen zu unterstützen und zu koordinieren.

Wie hast du diese neue Herausforderung aufgenommen, und wo liegen eure Prioritäten?

Die Wahl war für mich wie ein Schock, weil ich überhaupt nicht damit gerechnet hatte. Meine erste Reaktion war also Ungläubigkeit. Als wir uns als neues Leitungsgremium versammelt haben, habe ich gesehen, dass wir eine Gruppe mit großen Möglichkeiten sind, weil wir aus fünf Kontinenten stammen, unterschiedliche Erfahrungen haben, verschiedene Sprachen sprechen und unterschiedlich ausgebildet sind. Ich spürte die Energie und den Willen jeder einzelnen, sich im Rahmen dieser neuen Verantwortung einzubringen. Das hat mir Vertrauen gegeben. Die zweitägige Begegnung, die wir gerade hatten, um zu beginnen, unser Vorgehen wirklich zu planen, hat diese Intuition bestätigt.

Wir haben gerade eine Vollversammlung abgehalten über „Die Autorität nach dem Evangelium“. Wir haben die Leitlinien geschrieben, die uns vor große Herausforderungen stellen. Unsere Priorität besteht darin, dass diese Leitlinien keine toten Buchstaben bleiben, sondern von allen Leitungsteams in allen Kongregationen vertieft und gelebt werden. Wir sind sicher, dass sich etwas ändern kann, wenn dies umgesetzt wird. Eine weitere Priorität für uns ist die Kommunikation zwischen den Mitgliedern, durch die Konstellationen und ihre Delegierten. Das ist sehr wichtig, denn es besteht die Gefahr, sich alleingelassen zu fühlen mit seinen Schwierigkeiten und Freuden und auch wenn es darum geht, schwierige Entscheidungen zu treffen. Meiner Meinung nach sind die Ordensfrauen heute berufen, zusammenzuarbeiten und auch gemeinsam mit den anderen Gliedern des Gottesvolkes tätig zu sein. Jeder trägt das Seine bei – seine Sichtweisen und seine Art zu handeln, sein Charisma, gemäß der Gabe, die er vom Heiligen Geist empfangen hat, und nur gemeinsam haben wir eine Fülle von Gaben, die wir der Welt anbieten können.

4) Die Leitung des Ordenslebens in einem Augenblick wie diesem, in dem die „Landkarte der Berufungen“ sich ändert – das ist sicher eine große Herausforderung für alle Ordensoberinnen. Man muss einigen Gruppen helfen, sinnvoll zu sterben, und sich gleichzeitig um das Leben kümmern, das in anderen Kontinenten wie Asien oder Afrika entsteht. Wie können wir dieser Herausforderung begegnen?

Ich glaube in der Tat, dass es eine große Herausforderung ist, nicht nur einen Aspekt zu betrachten. Wie bei jedem Leben so gibt es auch hier Geburt

und Tod. Ich glaube, wir müssen über die Bedeutung des Ordenslebens in der heutigen Zeit nachdenken und verstehen, wohin Gott uns in diesem Augenblick der Geschichte ruft. Das ist nicht einfach, denn wir sind stets versucht, es uns bequem zu machen, am selben Ort zu bleiben, dieselben Dinge zu tun. Die Gesellschaft hat sich verändert. Die Kulturen haben sich verändert. Wir müssen uns ernsthaft fragen, warum wir heute junge Frauen einladen, sich uns anzuschließen. Und wir müssen über die Frage einer angemessenen Ausbildung nachdenken, die den Bedürfnissen einer postmodernen Kultur entspricht. Dieses neue Leben muss radikal neu und zeitgemäß sein.

Die alternden Kongregationen müssen dabei begleitet werden, froh und dankbar zu sein für das Leben, das sie gelebt haben, um dem Herrn das Geschenk zurückzuerstatten, das sie einst empfangen haben, um sich über die erfüllte Mission zu freuen. Auf Arabisch sagt man: Nur Gottes Antlitz ist ewig.

5) Du bist zwar auf Malta geboren, hast aber 28 Jahre deines Lebens in Algerien, Tunesien und Mauretanien verbracht. Du kennst die arabische Welt und sprichst ihre Sprache. Was ist deine Reaktion auf die großen kulturellen und religiösen Gegensätze, die man im Westen in Bezug auf jene Kulturen erlebt?

Ich hatte die wunderbare Gelegenheit, viele Jahre lang mit Muslimen zu leben, besonders mit muslimischen Frauen. Sie haben mich Unentgeltlichkeit und Dank gelehrt. Ich habe meine Jugend und die ersten Jahre meines Erwachsenenlebens auf Malta verbracht, in einem katholischen Land. Ich hatte eine sehr schlechte Meinung über die arabische und muslimische Welt. Als ich muslimische Familien kennenlernte, hörte ich das Herz der Mütter für ihre Kinder schlagen, teilte mit ihnen die Sorge um das notwendige Essen, Kleidung, Schulmaterial. Sie sind bereit, alles für ihre Kinder zu opfern. Ich konnte die Fortschritte sehen, die diese Völker im Hinblick auf die Allgemeinbildung gemacht haben. Aber dies ging nicht mit einer Entwicklung des Arbeitsmarktes einher, was für alle eine große Enttäuschung war. „Wir dachten, wenn wir uns den Gürtel enger schnallen, um unseren Sohn auf die Universität zu schicken, dass hätte das ein besseres Leben für die ganze Familie bedeutet, aber ...“ Heute erleben wir leider diese Phänomene. Die Familie bezahlt eine hohe Summe, um einen jungen Mann nach Europa zu schicken, und oft endet es mit dem Tod in der Wüste oder im Meer. Aber auch wenn es gelingt, über das Meer zu kommen, ist das Leben durchaus nicht einfach.

Ich hatte das große Privileg, zu Beginn des Arabischen Frühlings in Tunesien zu sein. Ich habe junge und alte Menschen gesehen, Männer, Frauen und Kinder, die mehr Freiheit und Gerechtigkeit forderten. Ich habe verstanden, dass man den Leib töten, kein Diktator jedoch die Würde des Menschen, die Seele einer Person vernichten kann. Nach vielen Jahren der Diktatur konnte dieses Volk, das

stets friedlich gewesen ist, nicht mehr. Heute kämpfen die tunesischen Männer und besonders die Frauen weiter darum, die Freiheit und die Würde ihres Volkes zu retten vor der islamischen Macht, die sie unterdrückt. Sie tun es durch soziale Netzwerke, durch Demonstrationen, wie die am 13. August, dem Tag der Frau in Tunesien. Sie tun es durch Widerstand, trotz allem und gegen alle.

Im Westen verwechseln wir oft die Muslime mit den islamischen Fundamentalisten. Es ist als, würde man behaupten, die Christen hätten im Zweiten Weltkrieg alle wie Hitler gedacht und gehandelt. Das ist ein schwerer Irrtum, denn mangelndes Wissen führt zu Misstrauen. Wir müssen unterscheiden zwischen der großen Mehrheit der Muslime, die ein Leben in Würde und Frieden wollen und den extremistischen Gruppen oder Regierungen, die die absolute Macht wollen, dazu alle Mittel einsetzen und auch vor Mord nicht zurückschrecken.

Was das Drama der Migranten betrifft, so sollte jeder von uns, vor allem unsere Regierungen und unsere multinationalen Gesellschaften, sich fragen, welche Rolle er bei diesem Phänomen spielt. Wenn man einem Land seinen Reichtum nimmt, ohne ihm dafür etwas zu geben, weil wohlhabende und einflussreiche Personen das zulassen, dann darf man sich später nicht wundern, wenn viele Menschen anderswo etwas Wohlstand suchen. Auch wir im Westen hatten unsere Migrationsströme. Was sollen wir also tun?

DAS LEBEN DER UISG

DAS NEUE VORSTAND DER UISG DER UISG 2013-2016

Manchmal sind Proteste darüber zu hören, dass die UISG, eine internationale Vereinigung, in der die Generaloberinnen von katholischer Ordensgemeinschaften in über 97 Ländern versammelt sind, bei der Wahl des Leitungsgremiums die Kandidatinnen der Satzung gemäß ausschließlich aus der sogenannten *Konstellation von Rom* auswählt.

Die *Konstellation von Rom* setzt sich zusammen aus internationalen Kongregationen, die ihr Generalat in Rom haben. Das Ergebnis der diesjährigen Wahlen ist das internationalste Team, das man sich vorstellen kann: Malta, Vereinigte Staaten, Japan, Nigeria, Polen, Brasilien, Spanien und Italien.



Auch ihre akademische Ausbildung ist vielfältig und komplementär: Krankenpflege, Sozialarbeit, Theologie, Rechtswissenschaften, Naturwissenschaften, Islamstudien, Englische Literatur etc. Ihre pastorale Erfahrung reicht von der Finanzverwaltung bis zur

geistlichen Begleitung und umfasst Dienste im Gesundheits- und Bildungswesen sowie im Bereich von Gerechtigkeit und Frieden.

Von unbeschreiblichem Reichtum ist auch die Komplementarität der Charismen der einzelnen Kongregationen, die wie nur aufzählen können:

- Präsidentin** Schw. Carmen SAMMUT (*Malta*)
Missionary Sisters of Our Lady Queen of Africa
- Vizepräsidentin:** Schw. Sally HODGDON (*USA*)
Sisters of St. Joseph of Chambéry

Mitglieder:

Schw. Patricia BYRNE (*Ireland*)

Sisters of Our Lady of the Cenacle

Schw. Filo HIROTA (*Japan*)

Mercedarian Missionaries of Berríz

Schw. Loiri LAZZAROTTO (*Brasil*)

Srs of the Immaculate Conception of O. L. of Lourdes

Schw. Veronica OPENIBO (*Nigeria*)

Society of the Holy Child Jesus

Schw. Oonah O'SHEA (*Australia*)

Sisters of Our Lady of Sion

Schw. Izabela SWIERAD (*Poland*)

Missionary Srs of the Catholic Apostolate (Pallottine)

Ersatzmitglieder: **Schw. Asunción CODÉS** (*Spain*)

Society of Saint Teresa of Jesus

Schw. Teresina MARRA (*Italy*)

Sisters of the Sorrowful Mother

Angesichts der neuen Verantwortung, die ihnen von den Delegierten aus aller Welt anvertraut wurde, haben die Mitglieder des neugewählten Leitungsgremiums der UISG den Wunsch zum Ausdruck gebracht, die Energie zu bündeln, die in der Vollversammlung freigesetzt wurde, und sie durch die Konstellationen zu verbreiten.